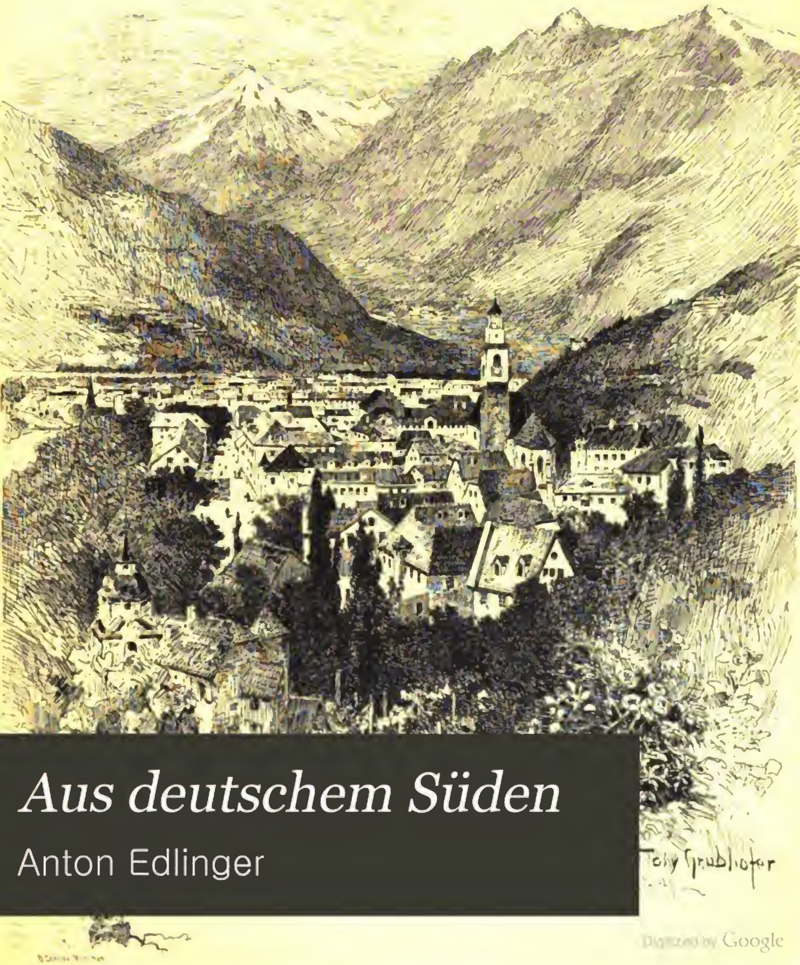


Aus deutschem Süden

Anton Edlinger

AUS

DEUTSCHEM SÜDEN.

AUS DEUTSCHEM SÜDEN.

SCHILDERUNGEN AUS MERAN

VON

ANTON EDLINGER.

MIT ILLUSTRATIONEN NACH ORIGINALZEICHNUNGEN

VON

T. GRUBHOFER UND EG. KIRCHNER.

ZWEITE VERMEHRTE AUFLAGE.

MERAN 1890.
F. W. ELLMENREICH'S VERLAG.
FRIESE UND LANG IN WIEN.

Druck von F. W. Ellmenreich in Meran.

INHALT.

VERZEICHNISS DER ILLUSTRATIONEN.

DRUCKFEHLER-VERZEICHNISS.

Seite 43, Zeile 8 v. u. soll es heissen: »nicht nur jene allgemeine Beachtung, die jeder Wohnungswechsel erlauchter Häupter beanspruchen kann, sondern auch« etc.

„ 54, „ 12 „ o. ist zu lesen: »wohlig« statt »wohlich«.

„ 79, „ 12 „ „ „ „ „ »nordländisch« statt »nordlandisch«.

„ 163, „ 10 „ u. „ „ „ »Wasserfälle, Strudel« statt »Wasserfällen, Strudeln«.

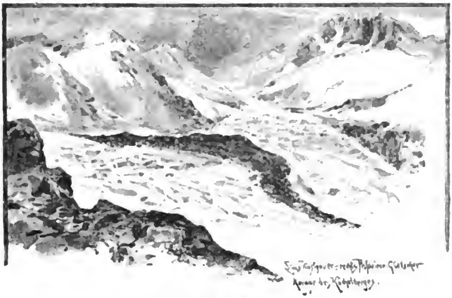
„ 166, „ 1 „ „ „ „ „ »jedem« statt »edem«.

„ 182, „ 11 „ „ „ „ „ »meistens« statt »auch meistens«.

„ 185, „ 11 „ o. „ „ „ »ledernen Hosen« statt »lederne Hosen«.

„ „ „ 12 „ „ „ „ „ »wurden« statt »wurde«.


STADT MERAN
Tony Grubhofer



Der Curort in der Eiszeit.

Aus der Geschichte Merans.

Gründlichkeit ist eine schöne Sache und ein deutscher Schriftsteller darf es an ihr nicht fehlen lassen, wenn er ausgeht, seinen lieben Mitmenschen ein Buch zu schreiben. Unsere Erzählung von dem Aussehen und Zustande der Stadt Meran im Etschlande in Vergangenheit und Gegenwart kann also kaum wo anders anheben, als bei dem äussersten Endchen historischer Erkenntniss, sofern es für uns heute noch von Interesse und Wichtigkeit ist. In dem Bemühen, zu diesem äussersten Endchen zu gelangen, gerathen wir aber in die diluviale Eiszeit hinein, welche — wie die Gelehrten vor nicht langer Zeit herausgefunden — auch in unserem Thale mächtige Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen hat. Meran besitzt also eine eisige Vergangenheit, dies kann nicht geläugnet werden, aber ebenso wenig, dass zwischen dem Meran der diluvialen Gletscherperiode und dem der heutigen Tage ein bemerkenswerther Unterschied besteht. In jenen fernen Zeiten war nämlich von dieser schönen Stadt, wie leicht begreiflich, noch keine Spur vorhanden, auch von dem römischen Maja nicht, und was etwa

früher noch an dessen Stelle gestanden. Nur die Oertlichkeit dürfen wir uns als dieselbe denken, wenn auch mit einem starken Aufblick zu den Kämmen der Berge, die das weite Thal umrahmen, denn dieses war noch völlig mit »ewigem« Eise ausgefüllt, das aber doch auch zergangen ist. Der Unterschied ist ein ganz bedeutender, die Entwicklung eine riesige, die vom Gletscherthal zum klimatischen Curort führt.

Von den Gletschern ist es erwiesen, dass dieselben so gut sie es vermochten, das ganze schöne Burggrafenamt glattgeschliffen haben. Es geschah dies, wie glaubwürdige Männer der Wissenschaft versichern, in jener langentschwundenen Erdperiode, als Mitteleuropa unter einer sehr niedrigen Jahrestemperatur zu leiden hatte, die es mit sich brachte, dass in unseren Alpen riesige Schnee- und Eismassen nicht nur im Winter sich aufthürmten, sondern auch im Sommer, Eismassen, die selbst an den südlichen Abhängen liegen blieben und sich da als Gletscher ganz behaglich fühlten, gerade so wie heute noch in einsamen Hochthälern. Aus Moränen und Gletscherschliffen, die in der Umgebung Merans reichlich vorhanden sind, lässt sich auf die Ausdehnung und Mächtigkeit des einstigen Etschgletschers schliessen, welcher der Hauptgletscher dieses Theils von Tirol gewesen. Alle die Thäler, welche von Nord und Süd in das Vinstgau einmünden, führten ihm neue gewaltige Eismassen zu, und in der Gegend von Meran wuchs er zu so riesigen Verhältnissen, dass er sich über das ganze, etwa eine Stunde breite Thal ausdehnte und es bis zu einer Höhe von mehr als dreitausend Fuss erfüllte. Der jetzt so sonnige Kiechelberg, auf dem sich das Dorf Tirol befindet, vermochte in seiner geringen Höhe das Vordringen des Gletschers nicht aufzuhalten; dieser schob sich — Gletscher sind bekanntlich in fortwährender Bewegung und Thätigkeit — mit Nachdruck und Ruhe über ihn hinweg, dem Berge so zu den angenehmen runden Formen und den schönen Gletscherschliffen verhelfend, die derselbe heute noch aufzuweisen hat. An den Wänden des Ifinger prallte der Gletscher an und nahm nun seine Richtung, die bis dahin eine westöstliche gewesen, der des Thales nach, gegen Süden. An diesem Wendepunkt seiner Laufbahn vereinigte er sich mit dem gleichfalls sehr beträchtlichen, aus dem Passeierthale kommenden Gletscher, von welcher Zusammenkunft wie auch von dem Anstoss an die Granitmassen des Ifinger die ungeheueren Moränenwälle oberhalb Schenna und Verdins über-

raschende Kunde geben. Der Gletscher setzte hierauf den Weg gegen Bozen hin fort, nahm dann, gleichwie es die heutige Etsch mit ihren Nebenflüssen thut, bei Lana den Ultengletscher, bei Bozen den Eisakgletscher — den grössten seiner tributären Gletscher —



Gletscherschliffe.

und weiter gegen Süden noch mehrere kleinere Gletscher auf, um in der lombardischen Ebene sein Ende zu erreichen, wo die Endmoränen, die Höhen bei Castiglione und Solferino, diesen seinen Ausgang erkennen lassen.

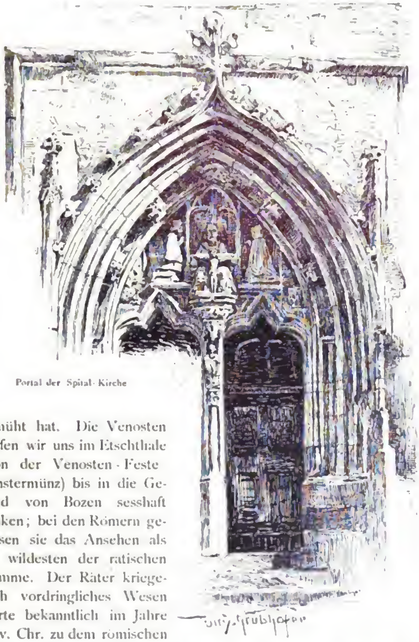
Fast überall, wo sich an den Bergwänden bei Meran weichere Formen zeigen, kleine Hochebenen und sanft geneigte Kuppen, da haben sich Reste der alten Moränen erhalten. Sie sind leicht kenntlich an den vielgestaltigen Bestandtheilen des in einer thonigzähen Masse vereinigten Gletscherschuttes,

der all' die Gesteintrümmer enthält, welche der Gletscher auf seinem langen Wege weitergeführt hat, während in dem gewöhnlichen Schutt des Bergabhanges nur die in nächster Nähe anstehenden Gesteinarten enthalten sein können. »In mehreren parallelen Reihen — erläutert uns Prof. C. W. C. Fuchs in seinem dankenswerthen Schriftchen »Aus der Umgebung von Meran«, — wie sie von dem allmälig schwindenden und schmäler werdenden Gletscher zurückgelassen wurden, liegen die Moränen noch heute hoch aufgethürmt da, noch jetzt weit gewaltiger wie die Moränen unserer grösten Alpengletscher der Gegenwart. Die Fruchtbarkeit des feinen Gletscherschlammes ernährt in diesem sonnigen Klima eine üppige Vegetation, so dass der grösste Theil des Reichthums dieser Gegend auf dem Vorhandensein der Moränen beruht.«

Die Fühlung zwischen Meran zur Eiszeit und dem heutigen landschaftlichen Charakter des herrlichen Thales ist somit durch Gletscherschliffe und Seiten-Moränen erfreulich hergestellt und namentlich der letzteren Anwesenheit wird man nach dem Gesagten zu schätzen haben, wenn man in der Kenntniss des Burggrafenamtes schon so weit vorgedrungen ist, um zu wissen, dass die berühmten Schlösser und Aussichtswarten Tirol, Schenna, Lebenberg und wie sie alle heissen mit sammt ihren historischen Erinnerungen auf Moränen-Grund gebaut sind.

Dank der Nachlässigkeit der Diluvialmenschen ist uns vom Eingang und Ausgang der Eiszeit keine sichere Kunde erhalten geblieben. Sehr rasch wird sich das gefrorene Riesen-Gefüllsel des Thales nicht verloren haben, aber endlich ging es doch dahin und Etschlands Sonne begann ihren guten Ruf zu gründen, freilich nur in den höheren Lagen, denn in den Niederungen mochte er durch Sumpffieber stark beeinträchtigt gewesen sein. Langsam nur, sehr langsam stiegen die Ansiedlungen der Menschen von den Berghängen in's Thal hernieder und selbst heute haben sie es noch nicht völlig gewonnen. Die Eber und Bären, die einst auf den Landstrecken hausten, die heute die Bozen-Meraner-Bahn ganz sorglos durchfährt, sind längst geschwunden; Moorgrund und Röhricht sind uns aber an einzelnen kleinen Flecken, so bei Nals, also in respectvoller Entfernung von Meran, erhalten geblieben.

Als die erweislich ältesten Bewohner des Burggrafenamtes haben die Venosten, dem Volksstamme der Räter zugehörig, zu gelten, deren Sprachreste zu deuten man sich bis heute vergeblich



Portal der Spital-Kirche

bemüht hat. Die Venosten dürfen wir uns im Etschthale von der Venosten-Feste (Finstermünz) bis in die Gegend von Bozen sesshaft denken; bei den Römern genossen sie das Ansehen als des wildesten der rätischen Stämme. Der Räter kriegerisch vordringliches Wesen führte bekanntlich im Jahre 15 v. Chr. zu dem römischen Eroberungszuge der beiden Stiefsöhne des Augustus, Tiberius und Drusus, der mit der Unterwerfung der Venosten und später auch der übrigen rätischen Volksgenossen endete. Römische Cultur ward in das neue römische Grenzland getragen, und von da an sind auf den Tafeln der römischen Cäsaren die rätischen Weine nicht mehr

ausgegangen, die schon Augustus mit begreiflicher Vorliebe trank. Ein mit klugem Bedacht angelegtes Netz schöner Strassen war bald über das Neuland gesponnen, und an allen Knoten- und Richtungspunkten entstanden Castelle und Thürme und aus diesen mitunter auch Flecken und Städte. Von den vorrömischen also rätischen Bauten ist in der Meraner Gegend nahezu nichts übrig geblieben; denn die Schaaren des Drusus liessen es sich, wie Horaz mittheilt und auch sonst leicht zu errathen, angelegen sein, die Warten von den Anhöhen und Felsenstirnen hinabzuwerfen, und neunzehn Jahrhunderte, die seitdem vergangen, haben auch nicht dazu beigetragen, diese Trümmer zu erhalten. Eine Ausnahme ist aber doch zu verzeichnen. Auf dem Sinnichkopfe, einem unansehnlichen Bühel eine Stunde südlich von Meran, hart neben dem Steinbruch an der Bozener Strasse, wurden Mauerreste als einem vorrömischen Baue angehörig erkundet. Das Verdienst daran kommt dem ausgezeichneten Meraner Arzt und Anthropologen Dr. Tappeiner zu, welcher diese rätischen Erinnerungen auf dem Sinnichkopf auf das liebevollste untersuchte und dabei keinerlei Spuren von Mörtel und Behauung der ungeschlachten Steinblöcke entdeckte, auch Messungen und Nachgrabungen vornehmen liess, deren Ergebnisse geeignet waren seine Annahme zu rechtfertigen.

Das römische Meran aber hiess Maja, welch' angenehm weiblich klingender Name leider nur noch in der entarteten Form von Mais erhalten ist. Maja, an einem Knotenpunkte des neuen römischen Strassennetzes gegründet, wurde allmälig zu einem Hauptwaffenplatz und von steigender Wichtigkeit, je stärker nach Verlauf einiger Jahrhunderte die Wehen der Völkerwanderung an den nördlichen Grenzen des Römerreiches fühlbar wurden. Wesshalb der jungen Niederlassung der Name Maja gegeben wurde, ist eigentlich nicht festgestellt; C. Stampfer, der verdiente Historiograph Merans, leitet den Namen von der italienischen Naturgöttin Maja her, die mit dem blühenden Mai identificirt wurde, und meint, es sei möglich, dass die Römer durch die Schönheit und Fruchtbarkeit der Gegend auf diese Ehrung und Verleihung des Namens der Göttin Maja verfallen sein könnten. Dieses Maja (Statio majensis, Castrum majense) ist nach den Angaben des Archäologen J. Vetter aus Karlsruhe an der Stelle der heutigen Oberstadt sammt Steinach zu suchen und dürfte sich vom Passeirerthore am Fusse des Kiechelberges herab bis in die Mitte der Lauben ausgedehnt und sein Prätorium auf die

felsige Anhöhe, wo heute inmitten von Weingärten nur noch der einsame Pulverthurm steht, vorgeschoben haben. In innigem Zusammenhange mit dem Castrum am Kiechelberge standen zahlreiche Vorwerke und Wartthürme im ganzen Umkreise desselben, aus welchen dann später mittelalterliche Burgen wurden. Als römischen Ursprungs — an den Buckelquadern und horizontalen Steinlagen kenntlich — bezeichnet J. Vetter: den unteren Theil des viereckigen Thurmes in Schloss Planta, die nördliche äussere Mauer in Schloss Reichenbach, den Thurm und Theile des Schlosses Rubein, den Thurm in Schloss Goyen, Theile von Labers, die Thürme von



Meraner Bauern.

Fragsburg und Katzenstein, den Suppanthurm in Untermais, Schloss Schenna und das dahinter gelegene Thurn, auf Schloss Tirol den Thurm und einige Mauern, die Thürme von Brunnenburg und Durrnstein, Schloss Auer, Saltaus in Passeier, im Schlosse Vorst den westlichen Thurm und in Lebenberg den untersten Theil des Thurms. Ueber alle Anfechtung erhaben sind diese Befunde freilich nicht, aber immerhin wird die Annahme, dass das alte Maja an der Stelle des heutigen Meran gestanden und nicht wie von anderer Seite ziemlich unwissenschaftlich behauptet wurde, von einem Bergsturze begraben unter den Rebenhügeln von Obermais zu suchen sei, durch einzelne Wahrnehmungen unterstützt, wie zum Beispiel die Vererbung römischer Institutionen auf das mittelalterliche Meran. Auf dem Prätorium des Castrum majense sass ursprünglich der Commandant, der dann nach Erbauung von Tirol — etwa im 3. Jahr-

hundert der römischen Herrschaft — als Tribunus auf Teriolis auftaucht, dort noch zum Comes wird, der dann mit geringer Mühe in einen Grafen und Burggrafen umgewandelt wurde. Unter dem Comes standen der Judex (Richter) und der Magister (Bürgermeister), welche die innere Verwaltung der Stadt besorgten, eine Zweitheilung der Gewalten, die sich in jährlicher Erneuerung der Personen bis in das vorige Jahrhundert in Meran erhalten hat. Auch das erste Stadtrecht Merans vom Jahre 1317 — führt C. Stampfer an — weist auf höheres Alter und römischen Ursprung hin, und war nichts Anderes als die Bestätigung der bestehenden Ordnung. In dem Adler des Meraner Wappens soll ferner der römische Legionsadler zu erkennen sein.

Die römische Herrschaft im II. Rätien dauerte nahezu 500 Jahre, es ist also anzunehmen, dass die alten Meraner gute Römer waren in Sprache, Sitte und Bildung, und es ist schade, dass letztere nur noch an den Schädeln der heutigen Burggräfler, und da nur zum Theil, zu erkennen ist. Diese hat nämlich Dr. Tappeiner in grosser Anzahl an Todten und Lebendigen gemessen und dabei herausgebracht, dass die Burggrafenämtler anthropologisch Rhäto-Romanen mit relativ geringer germanischer Beimischung sind.

Mit Schonung brauste die grosse Völkerwanderung über Meran hinweg oder vielmehr an ihm vorbei, raubte ihm aber schliesslich alle die Bedeutung, die es in den letzten Jahrhunderten römischer Herrschaft als ein Hauptwaffenplatz einer wichtigen Grenzprovinz besessen. Es ging thatsächlich unter im Strome der Zeiten, um erst nach weiteren Hunderten von Jahren wiederum zu neuem und höherem Glanze aufzutauchen. Gothen, Longobarden und Bojoaren wechselten in der Oberhoheit über das Etschland, bis Karl der Grosse 774 das Longobardenreich stürzte und 788 das Herzogthum Bojoarien zu einem Bestandtheil seines mächtigen Reiches machte Ungefähr um die gleiche Zeit war auch der wohlklingende Name Maja eingegangen und sein Sinn für die einst damit bezeichnete Oertlichkeit geschwunden, die sich vielmehr in zwei Gebiete spaltete, das heutige Meran und Mais. Der Name Meran kommt in der Form von Mairania zuerst in einer Urkunde vom Jahre 857 vor und soll so viel bedeuten als »an der Muhr«, woraus sich die lange beliebte Schreibung »an, auf, ob der Mairan, Maraun, Maran, Meran« ableitete. Der Name scheint sich von dem civilen Theil der Maja-Feste westlich derselben nach deren Auflösung auf das

ganze Gebiet des Castrum majense übertragen zu haben, während die ursprüngliche Bezeichnung nur für den jenseits der Passer gelegenen Theil in der Form von Mais, urkundlich 932 erwähnt, erhalten blieb.

Zu dem angedeuteten neuen Aufschwunge aber gedieh Meran erst im 13. Jahrhundert und die Ursachen davon waren das Emporblühen der Grafen auf Tirol und des deutschen Handels mit Italien. Der Ursprung der Grafen von Tirol ist wie der so vieler schönen Dinge noch immer in ein mystisches Dunkel gehüllt — Wahrscheinlich waren sie aus der Schweiz in das Vinstgau herüber gekommen und als Grafen von Vinstgau und Lehensleute der Churer Bischöfe auf das Schloss Tirol herabgerückt, wo es ihnen alsbald so wohl gefiel, dass sie hier ihre Heimath und allmälig die gleichnamige Grafschaft gründeten, wobei es kam, dass Meran die Hauptstadt des Landes wurde, mit allen Attributen, welche einer solchen gebührten. Zur gleichen Zeit war auch der Handel zwischen Deutschland und Italien in Flor gekommen, der zum guten Theil über den Jaufen durch Passeier das Etschthal hinunter nach Italien führte, und Meran dabei füglich nicht umgehen konnte. Handel und Wandel gedieh, an Ehren fehlte es auch nicht, und so kam die zweite Blütheperiode Merans zu Stande, die an irdischer Behaglichkeit des diesseitigen Lebens der ersten, römischen, vielleicht um Einiges nachstand, dafür aber die besser versicherte Anwartschaft auf das Jenseits voraus hatte. Aus dem Jahre 1317 stammt, wie erwähnt,



Pulverthurm (auf römischen Mauerresten).

das älteste Stadtrecht Merans, das König Heinrich von Böhmen als Graf von Tirol seinen »Purgern zu Meran« in Gnaden verlieh und dem schon viel Lobenswerthes über Ordnung und Entwicklung des damaligen Gemeinwesens an der Passer zu entnehmen ist, wie auch, dass den guten Bürgern die Stadt bereits anfing zu enge zu werden, da es nothwendig wurde, beträchtliche Strafen gegen Jeden auszusprechen, der hinfüro die Ringmauer durchbrache, wenig oder viel.

König Heinrich von Böhmen hatte die Herrschaft über Tirol und Kärnten als der jüngste und einzige überlebende Sohn des Grafen Meinhard II. überkommen und war durch den Umstand, dass ihn die Böhmen aus ihrem Lande gejagt, in das er durch Anheirathung gerathen, auf die väterliche Erbschaft beschränkt geblieben. In reicherem Masse noch als sein Vater und die alten Grafen von Tirol hatte er in Schloss Tirol und auf der Zenoburg bei Meran einen vergnüglichen Hofhalt aufgethan, dessen fürstliches Gepränge den Meranern offenbar sehr zu gute kam. In diesen und den folgenden Zeiten wurden in Meran viele Fürstenversammlungen und Landtage abgehalten, die der Landeshauptstadt Glanz und Leben und auch manchen guten Groschen eintrugen. An Fehden und kriegerischen Ereignissen fehlte es zwar nicht, doch scheint die Stadt, ihre Einäscherung 1347 durch Karl IV. in dessen unglücklichem Kriegszug gegen Margaretha abgerechnet, zunächst nie sonderlich grossen Schaden genommen zu haben. Man bekriegte sich mit Vorliebe noch in den festen Schlössern und Burgen, auch legte Meran niemals so grossen Eifer für seine kriegerische Ausrüstung an den Tag, dass eine besonders wehrhafte Stimmung daraus zu entnehmen wäre, denn durch alle Jahrhunderte mittlerer und neuerer Zeiten, so weit noch einiger Werth darauf gelegt wurde, hörten die Klagen über den schlechten Zustand der Stadtmauer und den mangelnden Eifer an deren Herstellung und Ausbesserung nicht auf. Von den mehr oder weniger berechtigten Eigenthümlichkeiten einiger Landesfürsten, die in oder um Meran Hof hielten, wird später an passenden Plätzen noch die Rede sein; hier sei nur noch so viel vermerkt, dass die Landeshauptstadt alle Wandlungen der tirolischen Herrschaft als nächster Augen- und Ohrenzeuge getreulich, wenn auch nicht immer freudig, mit erlebte.

Der Stadt sehr wohlgesinnt erwies sich Ludwig der Brandenburger, der zweite Gemahl der liebeslustigen Margaretha Maul-

tasch, der Erbin von Tirol, der die alten Freiheiten Merans bestätigte und einige neue dazu verlieh, auch als der Gründer des Meraner Gemeinderaths anzusehen ist, einer Körperschaft, die sich bis auf den heutigen Tag eines wohlverdienten Ansehens zu erfreuen hat. Auch Ludwig's Nachfolger liessen es an freundlichen Aufmerksamkeiten, durch Verleihung von Zolleinnahmen, Enthebung von Abgaben und ähnlichen Dingen, nicht fehlen, um, wie Friedrich mit der leeren Tasche sich huldvoll auszudrücken beliebte



Kaiser Maximilian und Maria von Burgund

»die Stadt Meran als Hauptstadt zu freyen und zu begnadigen.« Und Herzog Friedrich hatte hiezu besondere Ursache, denn die Meraner waren ihm in seinen Nöthen mit Kaiser und Reich und dem tirolischen Adel, gleich den meisten Städten und dem Bauernvolk des Landes, treulich beigestanden, und der damalige Hendlmüller von Obermais ist als einer der wackeren Männer zu verehren, die dem geächteten Landesvater mit eigener Lebensgefahr ein sicheres Obdach und Schutz vor seinen Feinden gewährten. Und doch hat Herzog Friedrich, freilich ohne anders zu können, mit zum Verfall dieser zweiten Blüthe-Epoche Meran's beigetragen, denn er war es, unter dem der Gebrauch der tirolischen Herrscher einriss, mit fürstlichem Nachdruck in Innsbruck zu residiren und so

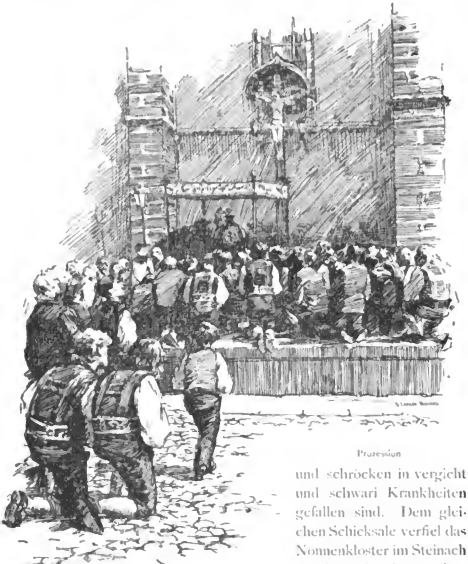
Meran allmälig immer mehr seiner Verdienste und Vorrechte als Landeshauptstadt zu berauben. Das Hauptschloss Tirol nämlich, die eigentliche bisherige Residenz, wurde Herrn Friedrich ein allzu ungemüthlicher Aufenthalt, als die Hausmacht der Starkenberger und anderer seiner Gegner in fast allen Schlössern in der Runde sich niederliess und die Besorgniss erregen machte, dass eines Tages der geliebte Landesvater bei Nacht und Nebel oder auch bei hellem Sonnenschein in seiner eigenen Stammburg aufgehoben und davongetragen werden könnte. Mit den Fürsten kamen dann Meran bald auch die Landtage, hochansehnliche Aemter, der Adel soweit er Geld besass, und andere für das Wohl einer Landeshauptstadt, die Meran nominell allerdings noch lange blieb, unentbehrliche Dinge abhanden. Für Innsbruck sprach wohl auch noch der Umstand, dass sich für die späteren Habsburger daselbst schon mit Rücksicht auf die vorderösterreichischen Lande das Regieren bedeutend bequemer anliess, als in Meran. Unter Herzog Sigismund, der die Meraner und auch die Meranerinnen im Uebrigen warm in sein Herz geschlossen hatte, verlor Meran auch die Münze, sein rühmlich Erbtheil, das ihm die alten Grafen von Tirol hinterlassen, und damit war so ziemlich der letzte Rest landeshauptstädtischer Herrlichkeiten gefallen. Was übrig blieb, waren einige schön gesiegelte Freiheiten, zu welchen sich im Laufe der Zeiten auch noch die gesellte, kein Geld zu haben. Die Landesfürsten gingen an Innsbruck, die vielleicht noch einträglicheren Stapelplätze und Kaufhäuser an Bozen verloren.

Traurige Tage kamen über Meran; der Krieg mit den Engadinern des Jahres 1499 kann als die blutige Einleitung gelten. In der Schlacht auf der Malserhaide kamen aus Meran und Umgebung allein 150 Mann ums Leben. Das Erscheinen des Kaisers Max, der mit ausgiebigem Zuzuge aus Vorarlberg zu Hülfe kam, rettete Meran vor Brand und Plünderung. In den folgenden Jahrzehnten kam Meran aus dem Kriegs- und Lagerleben gar nicht heraus, das ihm die kriegerischen Unternehmungen Kaiser Maximilian's und Karl V. in Italien verursachten. Seinen schlimmsten Feind besass aber die Stadt wie auch früher schon in der Passer, deren Hochwasser-Verheerungen mit abnehmendem Wohlstand immer empfindlicher wurden, zumal die gewöhnlichen Schrecknisse derselben durch die Ausbrüche des Passeirer Wildsees noch wesentlich erhöht wurden. Am 14. September 1503 brach dieser See, der sich

zuerst 1419 auf ähnliche Weise bemerkbar gemacht, zum zweiten Male aus und seine Wasserfluthen rissen alle kaum erst verbesserten Schutzbauten sammt dem ganzen südlichen Theil der Stadtmauer und dem Thurm in der Mitte derselben hinweg. Das Gewölbe im Rathhause, wie auch viele andere wasserwärts gelegene Häuser der Stadt wurden eingesandet, die Wiesen und Fruchtgärten auf dem linken und rechten Passerufer vernichtet. Gleich schreckliche oder noch verderblichere Ausbrüche des See's ereigneten sich bis zu seiner im Jahre 1774 endlich erfolgten Ablassung noch fünfmal, in den Jahren 1512, 1572, 1721, 1772, 1773, und auch die Ablassung des Sees ging durch das Ungeschick der hierbei beschäftigten Arbeiter in eine Katastrophe aus.

Von mächtiger Wirkung wie überall in Tirol und den österreichischen Alpenländern zeigte sich auch im Burggrafenamt der Geist der Reformation, und der Bauernkrieg, der 1525 seine Schrecken in die tirolischen Thäler trug, nahm hier seinen Ausgang. Die Ursachen der geistigen wie physischen Auflehnung waren die gleichen wie überall: Der tief gemüthliche Drang nach einer reineren Auffassung der christlichen Lehre, die Missbräuche im Kirchenwesen, die Entartung eines nur weltlichen Interessen lebenden Priesterthums, der — in Tirol am wenigsten empfundene — Druck des Adels auf den Bauernstand. Es war jene nie mehr wieder gekommene Zeit der geistigen Einigung der deutschen Stämme, von der Ranke mit specieller Beziehung auf Tirol die Worte gebraucht: »Noch war bei allem Widerstreit in der Nation selbst kein eigentlicher Zwiespalt. Die Stämme standen auf ziemlich gleicher Bildungsstufe; alle ohne Ausnahme, wir sahen es zuletzt an Tirol, hatten eine Tendenz zur Reform, wie wohl ihre Ideen hierüber abweichen mochten.« Prediger aus Graubünden und Schwaben hatten in Tirol die neue Lehre vom alten Glauben verkündet und namentlich im Innthal und im Eisack- und Etschlande begeisterten Zuspruch gefunden. Hier im Schatten des Krummstabs der weltliche Macht besitzenden Fürstbischöfe von Brixen und Trient wurde die religiöse Bewegung bald durch eine tiefgehende sociale verstärkt, und Michael Gaismair der Sekretär und Kanzler des Fürstbischofs von Brixen selbst war es, der den Aufruhr entzündete. In Meran wurden von Gaismair, und seinem Genossen Posler aus Taufers im Verein mit den Vertrauensmännern der missvergnügten Bauern die Vorbereitungen zu dem blutigen Werke getroffen. Am 14. Mai rückten an

2000 Bauern in Meran ein und überfielen zunächst das Clarissinenkloster und verübten daselbst alle möglichen Greuel, davon — wie ein Bericht der Nonnen erzählt — vill schwestern von forchten



Prozession

und schröcken in vergicht und schwari Krankheiten gefallen sind. Dem gleichen Schicksale verfiel das Nonnenkloster im Steinach von Algund und ausserdem wurden nahezu alle Pfarrhöfe im Burggrafenamt geplündert und in Brand gesteckt, während von den noch zahlreicheren Schlössern in der Gegend von Meran nur zwei, Mayenburg und Zwingenburg, der Rache der Bauern zum Opfer fielen. Der Landesfürst, Erzherzog Ferdinand, liess es sich natürlich an-

gelegen sein den Aufruhr zu bannen, der aber so leicht nicht zu unterdrücken war, obgleich, wie C. Stampfer in appetitlicher Reihenfolge anführt, »viele der gefangenen Koryphäen zum abschreckenden Beispiel verbrannt, radgebrochen, gespiesst oder geviertheilt wurden.« Die lutherische Lehre hatte auch in Tirol nicht nur Bürger und Bauern, sondern auch den Adel erfasst und griff mit dem Fortschreiten der Jahre immer weiter um sich. Etwas ungnädig scheint, neben anderen obrigkeitlichen Gewalten im Lande, der Meraner Stadtrath der Sache gesinnt gewesen zu sein, denn er liess noch 1540 zwei Prediger an der Pestilenzkanzel vor dem Ultener Thore aufhenken. Doch auch diese freundwillige Bemühung, die Bürgerschaft zur Einkehr und Umkehr zu bewegen, war vergeblich, wie eine »Beschwerschrift« der Meraner an den Tiroler Landtag vom Jahre 1542 erkennen lässt, die im ersten unter fünfzehn Punkten darüber klagt, dass man ihnen die evangelischen Prediger nehme. Die Beschwerdeführer wollen das hl. Evangelium »aber ohne menschlichen Zusatz, frei mit wahrhaft gutem Verstand, damit Jedermann gehörig unterwiesen werde, und nit allzeit der Pfaffheit eigen Nutz für zu wenden; sie verlangen die evangelischen Prediger wieder zurück, und dass das unordentliche Wesen der Pfaffheit abgestellt werde, damit künftig Aufruhr verhütet werde.«
Die Beschwerdeschrift half nichts und auf ein Haar wäre es im Jahre 1562 neuerdings zum Aufstand gekommen. Auf dem Thomasmarkte zu Naturns sollte losgeschlagen werden und mit den Mannen des Burggrafenamtes zuerst das Karthäuserkloster in Schnals gestürmt, dann über Meran hergefallen und hierauf über Brixen gegen Innsbruck vorgedrungen werden. Der Führer der Bewegung war diesmal Balthasar Dosser, Müller aus dem Lüsenthale bei Brixen, dessen zärtliche Ehefrau jedoch den Anschlag verrieth, was für Dosser die unangenehme Folge hatte, dass er gefangen genommen und zu Innsbruck geviertheilt wurde. Nicht besser ging es seinen Vertrauensmännern und Miträdelsführern, deren ihrer mehrere zu Meran den Tod durch Henkershand starben. So wurde den Tirolern schon damals ernstlich nahe gelegt, dass dem Staatsbürger Aufruhr und Gewaltthat gegen die eingesetzte Obrigkeit nur auf höheren Befehl gestattet werden könne, und sie haben sich in späteren Zeitläuften getreulich danach gehalten. Den protestantischen Neigungen unter dem tirolischen Herren- und Bauernvolk war aber noch lange nicht recht beizukommen, so eifrig auch Ferdinand des II.

Regierung es sich angelegen sein liess, durch Vermögensconfiscationen, Verbannungen und andere zweckdienliche Mittelchen der Rechtgläubigkeit wieder aufzuhelfen. Der Stadtrath von Meran glaubte zwar schon 1569 nach Innsbruck versichern zu dürfen, dass hier Niemand mehr verdächtig sei, unkatholische Bücher zu besitzen, er hat aber damit des Guten sicherlich zu viel gesagt, wie aus verchiedenen Anzeichen hervorgeht, auf die jedoch hier nicht näher eingegangen werden soll. Schliesslich wurde ja das Ziel erreicht und süsser Schlaf legte sich auf die Geister und Gemüther.

Das siebzehnte Jahrhundert machte sich in Meran vorwiegend durch Verheerungen, welche die Passer anrichtete, durch Seuchen und Hungersnoth, Klostergründungen und geistliche Händel, Wiedertäufer- und Hexenverfolgungen bemerkbar, und den trüben Eindruck, den diese Blätter der Chronik Meran's auf jeden Leser hervorbringen müssen, vermag selbst ein so freudiges Ereigniss, wie es der am 8. September 1629 erfolgte Eintritt des Herzogs Alphons III. von Modena in das neugegründete Meraner Kapuzinerkloster ist, nicht völlig zu verwischen. Mit Wohlstand und Ansehen der Stadt ging es immer mehr bergab, aus vielen Bürgern wurden Bauern und die alte Landeshauptstadt, deren Fahne noch immer den Vortritt vor allen anderen tirolischen Stadt- und Landstandarten besass, musste sich sogar den Namen »Kuhstadtl« gefallen lassen, der ihr angehängt wurde, als die Zahl der in der Stadt gehaltenen Kühe eine allerdings bedenkliche Majorisirung der übrigen städtischen Interessen befürchten liess. Im Jahre 1703 wurden auch die Meraner in den spanischen Erbfolgekrieg verwickelt, eine Verwicklung, welche dem damaligen Bürgermeister der Stadt und einigen ehrsamen Räthen schier alle Besinnung raubte und in ihnen etwas vorschnell die Lust erzeugte, bairisch zu werden, im übrigen aber Adel, Bürgerschaft und Bauernvolk des ganzen Burggrafenamtes zu mannhaftem Thun begeisterte. Gleich auf die erste Nachricht von dem Einrücken der Baiern im Norden und der Franzosen im Süden wurde der Landsturm aufgeboten und die Meraner Compagnien unter dem Freiherrn Flugi von Aspermont und dem Grafen Franz Adam Brandis kämpften später am Brenner und bei Trient mit ausgezeichneter Tapferkeit. Vor dem Ausrücken war es in Meran freilich nicht sehr behaglich zugegangen und zu allerlei Tumulten gekommen. Die Bauern witterten allüberall Verrath, weil es an Waffen und Munition mangelte, und ihr Hass richtete sich vor-

nehmlich gegen den greisen Miliz-Commandanten Vigil von Hohenhauser, der schliesslich auch der Volkswuth zum Opfer fiel und während des Anmarsches gegen den Jaufen, auf das blosse Gerücht hin, dass die Baiern diesen wichtigen Uebergang bereits besetzt hielten, von den aufgeregten Bauern erschossen wurde. Der Ruhm, welchen dieses Kriegsjahr den Meranern eingetragen, war beträchtlich; die Kosten aber, die er ihnen verursacht, waren es nicht minder. Die Stadt allein, die damals schon nicht viel mehr



Schützenauszug.

als 2000 Einwohner zählte, hatte für Truppendurchzüge und Vertheidigung an 30000 fl. ausgegeben. Eine bescheidene Verbesserung der Lage wurde durch die Gründung des Instituts der englischen Fräulein und des Gymnasiums angestrebt, die aber erst nach langwierigen Verhandlungen und Ueberwindung allerhöchster Schwierigkeiten gelang. Am Wiener Hofe wünschte man nämlich, wie von dort mitgetheilt wurde, die »Vermehrung der Schulen in Tirol« nicht, trotzdem zwei treffliche Männer, Joh. Baptist von Ruffin in München, ein geborner Meraner, und der Hofagent in Wien Joh. Rediff, aus Burgeis in Vinstgau, einen grossen Theil des Stiftungs-

capitals beisteuerten und die Mönche von Marienberg sich zur Leitung des Gymnasiums bereit erklärt hatten. Es gereicht dem damaligen Rathe und der Bürgerschaft von Meran zur Ehre, in ihren Bemühungen nicht nachgelassen zu haben, bis die Angelegenheit doch endlich in ihrem Sinne geschlichtet war.

Als Ereignisse von weittragender Bedeutung wurden in Meran und dessen Umgebung sicherlich die josefinischen Reformen aufgefasst und es kann als sicher gelten, dass sie in der Bevölkerung, als von unkatholischem Geiste eingegeben, sehr abfällig beurtheilt wurden. Die Portiuncula-Andachten und Ablässe, die Wallfahrten und Bruderschaftsversammlungen, Scapuliere und Rosenkränze waren schwer zu vermissen, seltsamerweise sahen aber Priester und Laien ihre geistliche Obrigkeit Hand in Hand mit der Staatsgewalt gehen, und wohl nur diesem Umstande war es zu danken, dass die kaiserlichen Verordnungen, sofern sie überhaupt durchgeführt wurden, nicht auf ähnlichen Widerstand stiessen, wie 25 Jahre später die Segnungen der bairischen Verwaltung Tirols. Der Bischof von Chur, zu dessen Diöcese Vinstgau und Meran gehörte, hatte jedoch ein Interesse, die Wiener Hof- und Regierungskreise bei guter Laune zu erhalten, da er sich stets von der Ausführung des Projectes bedroht sah, den tirolischen Bisthumsantheil einem neu zu errichtenden Bisthum Bregenz einzuverleiben. Und so kam es, dass die bischöflichen Circulare an den Clerus und die Mahnschreiben an die Gläubigen an vorgeschrittenem Verständniss für die Tendenzen Kaiser Josef II. nichts zu wünschen übrig liessen. Mehrere Klöste in Meran und Umgebung verfielen der Aufhebung. »Aus allem muss man schliessen« — schreibt der Regens des Churer Seminars, Gottfried Purtscher, an den Stadtpfarrer von Meran, Nicolaus Patscheider, — »dass man in kirchlichen Dingen nur so viel bewahren werde, als der Furcht vor einem Aufruhr abgezwungen wird.« Die Kapuziner blieben somit dem Lande erhalten.

Auf die Heldenthaten der Tiroler in den Jahren 1797 bis 1809, wie auf die Geschichte dieses Zeitraumes einzugehen, kann uns billig erlassen werden, da sie allgemein bekannt sind. Es genügt zu erwähnen, dass die Meraner Compagnien, ebenso wie die Schützen des Burggrafenamtes überall mit dabei waren, wo es zum Schlagen kam, und von den ersten Gefechten im Jahre 1797 bis zu den letzten blutigen Kämpfen des Jahres 1809, deren Schauplatz die allernächste Umgebung Merans selbst war, ein Ruhmesblatt um

das andere um ihre Fahnen flochten. Meran und das Burggrafenamt hatten sich auch diesmal wieder als das Herz des Landes erwiesen, von dem Kraft und Leben nach allen Theilen ausgegangen war. Wie im Jahre 1525 die Führer der Reformation und des Bauernkrieges, im Jahre 1703 die Leiter der ersten, thatkräftigen Landesvertheidigung, so waren es im Jahre 1797 die Bauernvertreter des Burggrafenamtes und 1809 Andreas Hofer und seine Vertrauten, die hier den Rath zur That abhielten. Sehr vertrauensvoll zwar haben die ehrsamen Bürger Meran's namentlich 1797 den Dingen, die da kommen sollten, nicht entgegengesehen, und P. Stampfer wagt die (in unseren Tagen im österreichischen Abgeordnetenhause gegen einen liberalen Redner mit überflüssigem Pathos zurückgewiesene) Behauptung, dass die Meraner damals den Landsturm um Vieles mehr gefürchtet haben als die Franzosen, aber schliesslich thaten sie doch ihre Schuldigkeit. Auch für Meran war das Jahr 1809 eine Zeit stolzer Hoffnungen und bitterer Enttäuschungen und tief und schwer waren die Wunden, die es ihm hinterlassen. Für das leibliche Wohlbefinden der Meraner war übrigens die kurze Zeit der bairischen Herrschaft entschieden von Vortheil, und Viele mögen es bedauert haben, den wirthschaftlichen Segen, der in der Aufhebung des bairischen Zollschrankens gelegen, erst erkannt zu haben als dieser wieder niedergefallen war. Auch scheint die Zahl derjenigen, die dem Umschwung der Dinge freundlich gesinnt waren, nach zeitgenössischen Berichten zu urtheilen, nicht gering gewesen zu sein. So war im December 1810, also kaum ein Jahr nach den letzten Zuckungen des Befreiungskampfes, die Begeisterung für das bairische Königshaus bereits so hoch gestiegen, dass man dem Kronprinzen Ludwig bei seiner Ankunft in Meran vor dem Vinstgauer Thore die Pferde ausspannen wollte, um von dort den Wagen durch Bauern in die Stadt ziehen zu lassen, eine Ehrung, die nur unterblieb, weil sie der Prinz nicht duldete. Mit grossem Jubel wurde gleichwohl auch in Meran der Heimgang an das Haus Oesterreich gefeiert.

Und nun kommt die Zeit heran, da aus der alten Hauptstadt Tirols eine neue Hauptstadt, aus dem kleinen verarmten Nestchen ein weltberühmter eleganter Curort wurde. An dieser überraschenden Entwicklung Meran's, welche in die letzten fünfzig Jahre fällt, hat das Glück eben solchen Antheil, wie das Verdienst. Das Glück Meran's waren seine Lage, seine Umgebung, ja eigentlich

auch seine Kleinheit und Armuth, denn sie machten es schmiegsam und anpassungsfähig neuen Bedürfnissen. Sein Verdienst aber war, dass es die Hände nicht in den Schoss gelegt, sondern tüchtig dazu geholfen, dem neuen Segen die Stätte zu bereiten, dass es seinen Vortheil und seine Pflicht erkannt und beide in stetem Einklang hielt.

Die herrliche Lage Merans, auf welche sich diese Entwicklung gründete, war von altersher berühmt, und von den Villen der Römer,



Auf der Promenade.

die schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auf den Rebenhügeln von Obermais gestanden haben sollen, ganz abgesehen, ist es erwiesen, dass schon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert vornehme Reconvalescenten nach dem ausgezeichnet Ort Meran gesendet wurden. Fühlbar aber wurde dieser Ruhm erst um die Mitte der dreissiger Jahre; als der Reisetrieb erwachte und in deutschen Schriftstellern und Künstlern begeisterte Verkünder erstanden. Erst kamen nur wenige Gäste, bald aber mehr und mehr, um in Meran den prunkenden etschländischen Herbst, den milden Winter, den duftenden Frühling zu geniessen.

Unter den Ersten, welche die neue Erscheinung des Fremdenbesuches zu deuten wussten, befand sich Josef Valentin Haller, damals und durch 37 Jahre Bürgermeister von Meran, der, von Freude erfüllt von der schönen Zukunft, die er für seine Vaterstadt erstehen sah, redlich bemüht war den Gästen, die sich sehen liessen, den Aufenthalt in Meran so angenehm als möglich zu machen. Ihm trat dann der Münchener Maler und Dichter Friedrich Lentner zur Seite, der im Jahre 1842 nach Meran kam und hier seine zweite Heimath fand. Lentner war bald die Seele aller auf die Hebung des Curwesens abzielenden Unternehmungen, und während der 10 Jahre, die ihm zu leben noch gegönnt waren, hat er mit schwärmerischer Liebe und doch voll Frohsinn, Lob und Preis des Paradieses am Etsch- und Passerstrand gesungen. Von seinen rühmlichen Thaten und den fröhlichen Festen, die er veranstaltet, wird noch zu reden sein; sie waren die schönsten, die Meran bis dahin gesehen. Lentner war auch der erste Curvorsteher, obgleich diese Bezeichnung und Würde noch nicht vorhanden war. An derselben Stelle wirkte 10 Jahre nach Lentner's Tode (1852) wieder ein Mann von grossen Verdiensten um die Stadt und den Curort, der aber glücklicherweise noch unter den Lebenden weilt, der Altbürgermeister, kais. Rath Dr. v. Pircher. Durch mehr als 20 Jahre stand er an der Spitze der Curvorstehung und seinem rastlosen Arbeitsdrang, seiner Thatkraft und auch seiner Liebe für die Vaterstadt hat Meran viel zu danken. Diesen einheimischen Kräften, denen noch mancher Name beizufügen wäre, die um den Flor Meran's bemüht waren, gesellten sich nun oder gingen voraus die schon oben erwähnten literarischen Verkünder. Lentner war selbst einer davon; als einer der feinsten ist aber noch zu nennen Ludwig Steub, der um Tirol überhaupt so hochverdiente Gelehrte und Schriftsteller. Viele andere sind diesem humorvollen Schilderer in's Land der Wunder und der Räthsel nachgegangen, etliche haben ihm auch nachgeschrieben, keiner hat ihn erreicht. Als poetische Kräfte wirkten dann namentlich Felix Dahn und Paul Heyse. Des letzteren »Meraner Novellen« sind ein Buch, das jeder Meraner hochverehren sollte, auch wenn er es nicht gelesen hat.

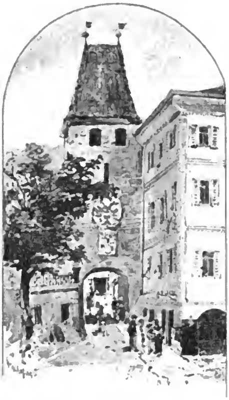
Die Männer haben somit Meran nicht gefehlt, welche die Forderungen der Gegenwart und der Zukunft verstanden, und darum ging es vorwärts, wie in den letzten fünfzig Jahren auf keinem andern Flecke in Tirol. Dass dieses frische Werden nicht nach

Jedermanns Wunsche war, ist begreiflich; es hat Meran aber nichts geschadet, höchstens ein gesundes Selbstgefühl erzeugt, das freilich nicht in Ueberhebung umschlagen darf. Die fremden Gäste haben den regen Eifer der Meraner für das beiderseitige Wohlergehen auch jederzeit anerkannt, und sie kommen immer zahlreicher und zahlreicher, unbeschadet etwaiger divergirender Ansichten der Aerzte über die Heilkraft des Meraner Klimas, das Tausenden und Abertausenden von Kranken schon zum Segen gereichte.

Im Herbste 1886 hat Meran das Jubelfest seines fünfzigjährigen Bestandes als Curort gefeiert und damit seiner Geschichte einen vorläufigen Abschluss gegeben. Es ist nicht zu übersehen, dass Meran auch in dieser letzten dem Fremdenwesen geltenden Periode seiner Entwicklung dem Lande voraufgegangen ist und ihm heute noch darin als Muster und Beispiel dienen darf.



Bahnhof



Bozener Thor.

Die Stadt.

Tausenden von Kranken ist Meran schon zum Segen geworden, viel schöner aber ist es, als Gesunder dahin zu kommen, nur ein wenig erholungsbedürftig, und freien Gemüths. Von einem süssen Zauber fühlte sich gewiss noch Jeder umfangen, so oft er in dies Thal geblickt, mit seinen edelgeformten Bergen seinem Duft und Glanz und seinem südlichen Reichthum, und wo wandert sich's schöner in deutschen Landen als in dieser üppig spendenden Natur, auf diesen sonnigen Höhen von Burg zu Burg, die in weitem Kranze das Thal besäumen, epheuumsponnen, beschattet von Kastanien- und Feigenbäumen, voll von vergangenem Menschenleben, von Geschichte und Sage, und meist auch mit einem Wirthshaus dabei, das den Wanderer nicht in all' der Herrlichkeit verschmachten lässt. Meran bietet übrigens in seiner nächsten Nähe so viel an guten Gelegenheiten, seine Schönheit zu bewundern, dass man wochenlang nicht über eine halbe Stunde im Umkreise hinauszukommen braucht, und sich dennoch hochbeglückt fühlen kann. Was thut sich nicht alles den erstaunten Blicken auf, wenn man die villenbegrenzten Wege in Obermais auf und nieder wandelt, wo in jedem Garten so viel Lorbeer wächst, als genügen würde, um eine ganze Dichter-Generation unseres engeren Vaterlandes zufriedenzustellen; wo im Frühling ein Rosenflor von fabelhafter Pracht die zartesten Gefühle wachruft und im Herbste die wild aussehenden Saltner unter den Rebenlauben der

Traubendiebe und der Curgäste harren, welch' letztere gerne den üblichen Wegzoll entrichten; wie lieblich ist nicht das friedliche Thal von St. Valentin mit dem bescheidenen Kirchlein und den zwei stattlichen Nährstätten; wie empfehlenswerth eine Wanderung in die Gilfschlucht, durch welche die Passer schäumt und tost, während dort oben die alte Zenoburg herunterschaut, von der ein gutes Stück allerdings auch schon sammt dem Felsenstück, auf dem es gestanden, in diese schöne Einsamkeit hinabgefallen ist.

Schon der Name Meran hat einen vollen Klang, obwohl er nichts anderes als „an der Muhr“ bezeichnet. Diese hässliche Erinnerung an die Gründung der Stadt, von der leider gar keine rührende Geschichte erhalten ist, die von einem verlaufenen Hirsch, einem durstigen König oder einem halberschlagenen Heidenapostel erzählen würde, dieser Erdgeruch des Namens ist längst verflogen, und er klingt uns heute so hoch und hehr, wie Burgund und Hohenstaufen, die unsere jugendlichen Heldenträume mit edlen Thaten einst erfüllten. So ruhmvoll die Geschichte Merans, für den schönen Namen ist sie eigentlich noch immer nicht glänzend genug. Namentlich den Grafen von Tirol ist es nur schwer zu verzeihen, dass sie nicht als Grafen von Meran ihre Grafschaft gegründet, worauf sie erst noch durch herrliche Streiche im Gefolge Friedrichs von Staufen sich um unsere Anerkennung hätten bemühen sollen. Der Kaiser von Oesterreich hat dem Mangel zwar abgeholfen, indem er den Sohn des edlen Erzherzogs Johann zum Grafen von Meran einsetzte, aber mit dem blossen Titel und ohne alle landesherrlichen Rechte und zu einer Zeit, die für diese Ehrung nicht mehr die richtige Staffage besitzt. Ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, lässt sich aber behaupten, dass die Schönheit der Lage Meran's jene des Namens noch weit überbietet, ja dass Meran überhaupt die schönste Gegend des schönen Landes Tirol bedeutet, was wir, um von keiner tirolischen Stadt oder Thalschaft übelgenommen zu werden, durch die Berufung auf eine einheimische Autorität, den alten Staffler, erhärten wollen, der in seiner Topographie Tirols, einem Buche, um das, obgleich es veraltet, die gefürstete Grafschaft von allen anderen Königreichen und Ländern zu beneiden ist, schon vor fünfzig Jahren dasselbe herausgefunden hat. Der Mittheilung, dass sich hier „das lieblichste Panorama der herrlichsten Schöpfungen so wunderschön, man möchte sagen zum Paradiese entfaltet“, wird dann durch Staffler noch erhöhter Nachdruck ver-

liehen durch die Angabe, dass die Meraner — es ist das ganze alte Landgericht gemeint — so klug seien, den edlen Wein, der diesem gesegneten Boden entwächst, durchwegs selber zu trinken, was drei Eimer im Jahr per Kopf und Kehle macht. Wäre Moses nach Meran gekommen, er hätte sicherlich das Burggrafenamt als das gelobte Land bezeichnet, ganz wie es Friedrich Lentner in seiner Chronica von Lebenberg so fröhlich schildert, ja als das gelobteste von allen, in dem nicht nur Milch und Honig, sondern auch ein guter Rothel fliesst.


Postgasse.

Die Stadt Meran im engeren Sinne — im weiteren Begriffe des Curorts Meran wären auch Ober- und Untermais und Gratsch als dazugehörig anzusehen — liegt am rechten Ufer der Passer, hart an den Abhang des Kiechelberges hingebaut und befindet sich daselbst, wie schon erwähnt, seit uralten Zeiten. Das heutige Meran hat seine Häuserreihen bis an die ehemalige Wassermauer vorgerückt und westwärts gegen den Bahnhof zu seit dem Bestande desselben weitgedehnte Gründe in Beschlag genommen, auf denen sich heute schon eine neue Stadt erhebt, so gross fast wie die alte. Ein angenehmer Wohnhausstyl herrscht hier vor, allerdings nicht immer der empfehlenswertheste Grundriss. Zwei- bis dreistöckig — das Erdgeschoss eingerechnet — meist von Gärten umgeben und die Fronten nach Süden gerichtet gleich den Sonnenblumen, haben diese Villen meist ein gefälliges Aussehen, und das gleiche lässt sich von den beiden neuen Hotels in der Habsburgerstrasse sagen, die, nahe dem Bahnhofe gelegen, mit ihren reicheren Façaden gewissermassen die Stimmung Neu-Meran's, der auf elegantem Fuss sich einrichtenden Curstadt angeben wollen. In dem neuen Stadttheil hat sich an Monumentalbauten bisher nur die Landesschützenkaserne und die evangelische Christuskirche niedergelassen. Von ersterer ist nicht mehr zu sagen, als dass sie ein lediglich auf das Nöthige und Unerlässliche gerichtetes umfangreiches Gebäude ist, in dem die Wehrpflichtigen des tirolischen Landesschützen-

bataillons IV. Oberetschthal zu wackeren Vaterlandsvertheidigern herangebildet werden; von letzterer wird weiter unten noch die Rede sein.

Das alte Meran, das sich aus seiner neuen Umrahmung noch sehr leicht herausschälen lässt, besteht eigentlich nur aus einer von Ost nach West den Kiechelberg entlang ziehenden Langgasse, die »Lauben«, und aus je einer kleinen schmalen und einer grösseren breiten, von Nord nach Süd gerichteten Quergasse: Postgasse und Rennweg. Den Anschluss gegen das Passerthor im Osten vermittelt die Vorstadt Steinach, die von mehreren kleineren Gässchen durchschnitten ist, in welchen sich einst einige der angesehensten Geschlechter Meran's in stattlichen Edelsitzen, heute aber einige beliebte Hotel- und Pensionsbesitzer niedergelassen haben. Hier als dem sonnigsten und höchstgelegenen Theile der Stadt nahm die Curfröhlichkeit Meran's eigentlich ihren Ausgang; seitdem aber die neuen Häuserreihen an der Passer und in der Neustadt erschlossen, und Ober- und Untermais um einige hundert Bauten reicher geworden sind, hat das Curleben sein Centrum längst aus dem alten Meran hinaus verlegt. Wir freuen uns der winkeligen Gassen und der alten Häuser mit ihren Vorsprüngen und Erkern, lassen aber lieber andere darin wohnen. Zu den erwähnten beiden Quergassen, die in das alte Meran führten — ihre Mündungen sind an den nach Westen und Süden weisenden Thoren zu suchen — ist in letzter Zeit noch eine dritte, die Marktgasse, gekommen, durch die der Laubengasse eine ersehnte Lüftung zu Theil geworden.

Das Merkwürdigste an dieser Laubengasse sind die »Lauben«, wie sich solche auch noch in Bozen und Innsbruck und in anderen alten Städten finden, und dort, wo sie vornehmer sind, auch Arkaden genannt werden. Die Meraner Lauben haben schon manche Enttäuschung erregt; träumerische Fremdlinge dachten in ihnen wirkliche Rebenlauben zu finden, welche die alten Meraner hochgewölbt vor ihren Häusern gezogen, und unter denen die Curgäste, das grüne Laubdach und den Himmel über sich, zufrieden mit dieser angenehmen Anstalt auf und nieder wandeln. Solche Laubengänge unter Reben gibt es nun in der nächsten Umgebung Merans in Hülle und Fülle, genug, um selbst das vielfachste Verlangen danach zufriedenzustellen, in die »Lauben« aber haben sie sich nicht herabgezogen, und dies sind gedeckte Bogengänge unter den Häusern, mit Bretterböden, je nach den reicheren oder ärmlicheren Maassen

der Häuser höher oder niedriger, breiter oder schmäler angelegt, ohne Ueberfluss an Licht und Luft, bei schechtem Wetter aber gerne gesehen. Unter diesen Laubengängen hat das mercantile Meran seine Waarenhäuser noch immer mit Vorliebe aufgeschlagen und die Besichtigung mancher Schauläden gewährt hier nahezu ebenso grosses Vergnügen, wie etwa am Wiener Kohlmarkt oder Graben.



Laubengasse.

Wenn man aus der Reichhaltigkeit dieser Lager nothwendiger, nützlicher und überflüssiger Dinge auf die vornehmlichsten Bedürfnisse der verehrten Einheimischen und Curgäste schliessen wollte, so würde sich der Charakter Meran's als Curort unschwer auch aus seinen Delicatessen-Handlungen errathen lassen, die Laien und Kenner in Entzücken versetzen müssen und an Raffinement der Einrichtung kaum übertroffen werden könnten. Ein verehrter Freund und vom deutschen Lesepublicum hochgeschätzter Wiener Schrift-

steller und Wandervogel hat bei seinem Besuche Merans in diesen Läden ein wahrhaft rührendes Wiedersehen mit kostbaren Objecten der Feinschmeckerkunst gefeiert, die er vordem nur in London, Hamburg und Petersburg gefunden. Er vermochte sich von dem Anblick all' der schmackhaften Dinge kaum zu trennen und kam jeden Morgen zur Stärkung für den übrigen Theil des Tages in das eine oder andere Gewölbe, und ihm hat Meran bei aller Bewunderung für seine sonstigen Reize sicherlich hier, an der Stelle wo es essbar ist, am besten gefallen. Wenn Eines ihn während dieser seiner Curstunden bekümmerte, so war es, dass diesen trefflichen Anstalten die gute Gelegenheit fehlt, sie mit männlichem Behagen zu geniessen, die trauliche Weinstube nach hinten hinaus, die jedem guten Deutschen an's Herz gewachsen ist.

Was dem Fremdling bei einem Rundgange durch das alte Meran in dessen Gassen noch auffallen könnte, das wäre das schlechte Strassenpflaster. Staffler bemerkt allerdings zu diesem Capitel, dass das Pflaster, das vordem »äusserst rauh und holpricht« gewesen, nun (1846) »mit kleinen Steinen ganz neu und befriedigend« hergestellt worden sei, heute aber ist es weder neu noch befriedigend. Der Mensch ist zwar zum Leiden geboren, aber es muss ja nicht gerade das Pflaster eines Curortes sein, das ihm diese seine hehre Bestimmung auf Schritt und Tritt in Erinnerung ruft. Auch könnte sich im Verlaufe der Jahrzehnte die Freude der Meraner an den von Staffler so wohlwollend citirten kleinen Steinen allgemach verloren haben, so dass ein neuer Umschwung und Fortschritt auf diesem Gebiete communaler Thätigkeit und Fürsorge für das Wohlergehen der P. T. Einwohner im Allgemeinen und deren Schuh- und Fusssohlen insbesondere nicht als ein gar zu sehr erschütterndes Ereigniss aufzunehmen wäre. Die Laubengasse wurde übrigens bei Einführung der neuen Hochquell-Wasserleitung aus dem Spronserthale (1888) von dem Buckel-Pflaster befreit.

Von der Bauart der Häuser Alt-Merans ist nicht viel zu sagen. Recht und schlecht stehen sie in den Gassen, meist schmucklos nach Aussen, voll von Winkelwerk und Treppenwitzen im Innern, wie es so unsere Vorfahren in kleinen ärmlichen Städten geliebt. Aus den Zeiten früheren Wohlstands ist wenig oder nichts erhalten geblieben, das des Besehens oder Beschreibens werth wäre. Zu diesem Wenigen zählt die alte landesfürstliche Burg unter den Lauben, der ein eigener Absatz dieses Buches gewidmet ist, zählen

die Stadtpfarrkirche zu St. Nikolaus, einige Edelsitze und wenn man will auch die Stadtthore nach Süden und Osten, die ihr alterthümliches Ansehen bewahrt haben, während das dritte der noch vorhandenen Thore, das nach Vinstgau führt, so alt es auch ist, durch Ueberbauung ein civilisirteres Ansehen erhalten hat. Wer einen frischen Eindruck von dem alten Meran gewinnen will, dem ist überhaupt der Eintritt in die Stadt durch das Passeirer Thor zu empfehlen, dessen schmale Oeffnung schon Kaisern und Königen, Herzogen und Fürsten in den Glanzzeiten Merans als Landeshauptstadt, zur Porta triumphalis gedient hat, denn der beliebteste Weg von Norden nach Meran führte über den Jaufen durch das Passeirerthal geradenwegs auf dieses ehrwürdige Stadtthor zu. Dieses ist durch einen schlanken viereckigen Thurm mit Giebelbedachung überbaut, welch' letzterer nach innen breit vorrückt, was dem ganzen Thurmwesen, von der Seite besehen,



Passeirergasse

ein komisches Aussehen gibt, als wäre ihm die Mütze verschoben. Alle nothwendigen Vorkehrungen zum Aufziehen der Zugbrücke, die freilich längst nicht mehr vorhanden ist, sowie auch das alte eisenbeschlagene Thor sammt dem kleinen Thürchen waren bis in die letzten Tage noch erhalten, was auf nächtliche Passanten mitunter so verlockend wirkte, dass sie sich's nicht verwehren konnten, die gute Stadt nach aussen durch Vorlegen der grossen Riegel am Thore abzusperren, sehr zum Aerger desjenigen Passeirers oder Tirolers, der etwa am nächsten Morgen als Erster harmlos seinen Durchgang suchte. Im Jahre 1889 ist das alte Thor sammt seinem kleinen Thürchen, in Folge der Restaurirung des Thurmes, die dem Grafen Franz von Meran zu danken ist, verschwunden.

Der erwähnte frische Eindruck des alten Meran bietet sich sofort, wenn man das Passeirer Thor durchschreitet und in das schmale Gässchen schaut, von dem sich alsbald zur Linken die Ortensteingasse abzweigt, mit seinen engbrüstigen Häusern und dem zweiten inneren Thorbogen, auf dem ein eingemauertes Steinbildniss die Bedeutung eines römischen Denkmals des Gottes Mercurius beanspruchen will. An einigen der Häuschen, zur Rechten, die, an den Berg geklebt, ein hohes Alter haben, sind kleine romanische Fenster zu bemerken, an manche sind luftige Söller hinangebaut, von deren dunklem Holzwerk Blumen und Kinder heruntergrüssen. Wir befinden uns in Steinach, und das lange schmale Gässchen, in das wir schauen, ist die Passeirer Gasse. In dieser Gegend waren vordem einige für die alten Meraner nicht unwichtige Anstalten untergebracht, so die Behausung des Scharfrichters und das »Haus der gemeinen Frauen und Töchter«, über das uns aus dem Jahre 1449 ein Statut erhalten ist, dem P. Stampfer in seiner »Geschichte der Häuser der Stadt Meran« das Wissenswertheste über diese in Meran seitdem gleich den Badehäusern erloschene Einrichtung entnommen hat. Dem Hans Raperswyler, der Marstaller genannt, wurde im Jahre 1449 das Frauenhaus mit den »gemeinen Töchtern« privilegirt. Bei Tag war es den Bewohnerinnen gestattet, Speisen von einem Wirthe zu holen, nach dem Ave Maria-Läuten aber durfte keine von ihnen mehr den Pfarrplatz überschreiten, sondern sie hatten daheim zu bleiben, widrigenfalls ihnen eine Strafe von 1 Pfund Berner drohte. Sie durften bei keinem Tanze erscheinen wo Bürgersfrauen anwesend waren, und an ihrer äusseren Erscheinung duldete der Stadtmagistrat weder Frauenmantel und Corset, noch Federn

und Silbergeschmeide. Dagegen war ihnen vorgeschrieben, durch ein gelbes Fähnlein, das sie an ihre Gewandung heften mussten, keinen Zweifel über ihre Bestimmung im Stadthaushalt aufkommen zu lassen. Interessant ist eine Notiz aus dem Jahre 1603, aus der zu ersehen, dass die »gemeinen Töchter« in Steinach, die sich später auch noch auf ein zweites, das »untere Frauenhaus« ausdehnten, dem Frauenkloster in Algund zinspflichtig waren und in dem genannten Jahre 4 fl. und 4 Kapaunen an dasselbe abzugeben hatten. Das war die Sitteneinfalt der guten alten Zeit.


Blick auf Meran.

Hier in Steinach haben wir uns auch die im vorigen Abschnitte schon erwähnten römischen Erinnerungen Meran's vornehmlich einfallen zu lassen, denn hier war der Kern der alten Maja - Feste, wenn diese überhaupt auf dem Gebiete der heutigen Stadtgebiete zu suchen ist, was aber von den Obermaiser Gelehrten heftig bestritten wird. Vom Passeirerthore sehen wir eine von Epheu dicht umwucherte Mauer den Kiechelberg hinanziehen bis zum sogen. Pulverthurm, der sich einsam und viereckig aus den Weingärten, die ihn umgeben, erhebt. Diese Mauer soll ein Ueberrest des römischen Ringwalls sein, der einst das Castrum majense sammt seinem Prätorium auf dem Kiechelberg umgeben, und dem Pulverthurm respective seinen Buckelquadern soll man es ansehen können, dass er, obgleich mittelalterlicher Bauart, aus einem römischen Wartthurm hervorgegangen sei. Vielfach wurde der verlassene Pulverthurm, ein Wahrzeichen Merans, als

Ueberbleibsel des verschwundenen Schlosses Ortenstein erklärt, dagegen aber nicht ohne Erfolg angeführt, dass »Ortenstein« in den Häusern Nr. 5, 7 und 16, 18, 20 der Passeirergasse, neben dem heutigen Pfarrwiddum zu suchen sei und dass man bis in die neueren Zeiten über die Bezeichnung dieses Hauses als »Ortensteinhaus« nicht im Zweifel gewesen, dagegen schon im Jahre 1574 nicht wusste, wem der Pulverthurm, der diesen Namen wegen des in ihm aufbewahrten Pulvers führte, eigentlich gehöre.

Aus der Passeirergasse treten wir auf den oberen Pfarrplatz, auf dem der Blick von einigen stattlichen Häusern, vor Allem aber von der Pfarrkirche gefesselt wird, mit ihrem mächtigen auf einem Schwibbogen ruhenden Thurme, der in der ersten Auflage dieses Buches als der höchste im Lande ehrenvoll erwähnt wurde, wogegen jedoch ein Kritiker im »Tiroler Boten« zu Gunsten des Thurmes von Cortina Einspruch erhoben hat. Die Haupt-Bauzeit der Kirche, zu deren Gründung König Heinrich von Böhmen wesentlich beigetragen haben soll, fällt in die Jahre 1307—67, doch ist aus den Stylverschiedenheiten des Baues leicht nachzuweisen, dass sie auch späterhin noch lange nicht fertig gewesen. Die ältesten Theile sind der Glockenthurm mit seinen interessanten Frescogemälden an den Schenkeln; ferner der schöne gothische Chor, zum Theil auch die Wände des Langhauses, das Haupt- und das grössere südliche Seitenportal in Spitzbogen. Dagegen sind, wie Freiherr v. Sacken in den Mittheilungen der Centralcommission angibt, die kämpferlosen Pfeiler und die ungegliedert von demselben auszweigenden Rippen sammt dem von ihnen getragenen Gewölbe, sowie das kleinere Seitenportal mit seinem ausgeschweiften Spitzbogen und die ebenfalls ausgeschweifte Archivolte des anderen Seitenportals, und endlich die durchbrochene mit Fischblasen gezierte Kanzel und deren Brüstung am Aufstiege aus späterer Zeit, und zwar aus dem fünfzehnten Jahrhundert, also jedenfalls aus der Periode der ausartenden Gothik, welche hier sicher erst nach 1367 begonnen hat. Ein Theil des Masswerkes, das gegenwärtig mit Fischblasen und ähnlichem Zierrath der späteren Gothik erscheint, gehört ebenfalls erst der späteren Zeit, ja Einiges sogar erst dem Jahre 1845 an, wo die Kirche ausgebessert und verschönert wurde. Diese Ausbesserung und Verschönerung wurde in den letzten Jahren nach Plänen des berühmten Dombaumeisters Friedr. Schmidt in Wien neuerdings begonnen und zum guten Theil vollendet. Schäden,

welche das Alter und nicht im geringsten Masse der nüchterne Sinn des vergangenen Jahrhunderts dem ehrwürdigen Baue zugefügt, gaben genug zu schaffen, und es bedurfte ansehnlicher Geldmittel, um die Restaurirung zu ermöglichen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden die steinernen Rippen an den grossen Fenstern des Langhauses sammt den Glasmalereien und Butzenscheiben herausgeschlagen und durch hölzerne Fensterkreuze, zur Aufnahme der »modernen« flachen Glasscheiben bestimmt, ersetzt, wozu eine eigene Stift-



Meraner Pfarrkirche.

ung die Mittel lieferte! Unglaublich aber wahr und an mehr als einem Orte in Tirol so oder ähnlich vorgekommen. Heute sind diese Rippen wieder eingesetzt und die Fenster mit neuen schönen Glasmalereien geziert; ein prächtiges Gestühl hat im Innern die schmucklosen Bänke verdrängt und es harrt nur noch ein kostbarer gothischer Altar seiner Aufrichtung, für welchen aber das Geld noch nicht beisammen ist.

Die Aussenwände der Kirche sind mit alten Malereien geschmückt, die sich zum Theil gut erhalten haben, und ausserdem finden sich an der Süd- und Nordseite, in die Wände eingefügt, Grabsteine alter Meraner Geschlechter und anderer verdienter Personen, die dem früher rings um die Kirche angelegt gewesenen Friedhof entnommen wurden. Der bildliche Schmuck im Innern der Kirche ist nicht sehr reich und beschränkt sich auf die Statuen der Apostel Petrus und Paulus vom Meraner Bildhauer Pendl Vater und auf fünf Altarbilder von den Malern Knoller, Helfenrieder und Bussjäger. Knoller (1724–1804) ist überhaupt ein bedeutender Künstler und seine drei Bilder in der Meraner Pfarrkirche, die Himmelfahrt Mariä, welche den Hochaltar, das Abendmahl und die Geburt Christi, welche die zwei nächsten Seitenaltäre zieren, rechtfertigen seinen guten Ruf und sind auch noch voll Leben und Farbe. Mathias Bussjäger († 1734), ein geborener Baier, der sich in Meran niedergelassen und von dem die schätzenswerthe Darstellung Jesu im Tempel auf dem rechten rückwärtigen Seitenaltar herrührt, ist insofern eine lehrreiche Erscheinung, als er zeigt, dass im vorigen Jahrhundert in Meran ein Maler sogar Bürgermeister werden konnte, was unserem Freunde Toni Grubhofer, so sehr er sich auch anschickt, sich um Meran verdient zu machen — wir verweisen nur auf das vorliegende Buch — kaum widerfahren dürfte. Auch das Frescobild an der Aussenwand, die Erweckung des Lazarus darstellend, rührt von diesem malenden Bürgermeister der Stadt Meran her, der, wie glaubwürdig versichert wird, 1734 allgemein beliebt und verehrt starb. Der Dritte im Bunde, Christoph Helfenrieder, stammte ebenfalls aus Baiern und hatte es in München bis zum Hofmaler gebracht, von wo ihn ein seltsames Geschick nach Tirol und Meran führte. Helfenrieder war mit Ursula Tannauer, einer vielgefeierten Schönheit, vermählt, ein Umstand, der — so darf angenommen werden — dem Gatten manche eheliche Freude, aber auch manchen Kummer bereitete. Ein Officier übernahm sich in

seiner Bewunderung der edlen Frau Ursula so sehr, dass Helfenrieder in wildem Zorn entbrannte und sich hinreissen liess, den allzu eifrigen Verehrer durch eine rasche That aus dem Leben zu schaffen. Der heissblütige Hofmaler musste fliehen; aus der Thatsache aber, dass er seine Frau mitgenommen, wollen wir schliessen, dass deren Ehre unbemakelt war. Helfenrieder kam nach Tirol und fand sammt der schönen Ursula ein Asyl im Karthäuserkloster zu Schnals, wo er eifrig seine Kunst ausübte und viele treffliche Bilder malte. Später liess er sich in Meran nieder und kehrte auch nicht nach München zurück, als er neuerlich dahin gerufen wurde, nachdem ihm jene blutige That verziehen worden war. Von ihm rührt das Bild des linken rückwärtigen Seitenaltars her mit den Heiligen Sebastian, Rochus und Fabian. Helfenrieder starb an der Pest 1635. — Der Meraner Pfarrkirche zur Zierde gereichen auch die schön geschnitzten Beichtstühle, die sich darin finden; im Uebrigen schaut sie aber etwas kahl und leer aus, was dem heutigen Geschmacke ebenso sehr entspricht, wie das Gegentheil eine noch nicht sehr alte Vergangenheit entzückte.



Wenn wir die Kirche verlassen, die Stufen, welche zu dem schönen Gotteshause führen, hinunter schreiten, so fällt unser Blick unwillkürlich auf die grossen Schaufenster der Pötzelberger'schen Buch- und Kunsthandlung, einer Curanstalt, die man füglich als den Centralpunkt des geistigen Lebens in Meran bezeichnen könnte, obwohl darin auch Spazierstöcke und andere nützliche Dinge, die mehr zu dem physischen als dem geistigen Leben in Beziehung stehen, zu haben sind. Wir würden jedoch dieser ansehnlichen Niederlassung für Bücher, Musikalien, Bilder und Schreibrequisiten, zu der sich ja doch Jeder, den Wille oder Zwang nach Meran gelenkt, hingezogen fühlt, keine Erwähnung thun, wenn sich dieselbe nicht gleich der um ein Stockwerk höher gelegenen Erzeugungsstätte der »Meraner Zeitung« in einem Hause befände, dessen Vermerken nicht zu umgehen ist. Diesem Hause, das die Ecke des Pfarrplatzes und der Postgasse einnimmt, ist nämlich nachzusagen, dass sich darin einst die Münzstätte der

Grafen von Tirol befunden, die hier durch mehr denn 200 Jahre, bis Erzherzog Sigmund 1474 die Münze nach Hall verlegte, ihr Silber zu einem gangbaren und beliebten Gelde umschufen. Die älteste bekannte Meraner Münze, die von dem verstorbenen Custos des k. k. Münz- und Antiken-Cabinets in Wien, Joseph Bergmann, nachgewiesen und beschrieben wurde, zeigt im Felde den einfachen Adler mit nach links gekehrtem Kopfe ohne das zwischen den zwei Flügeln durchlaufende Band, das dem Tiroler Vogel sonst zu eigen ist, und im Avers die Umschrift: »Comes Tirol«, im Revers: »De-Ma-ra-no«. Bergmann behauptet, dass diese Münze vor der zwischen Meinhard II. und Albert im Jahre 1271 vorgenommenen Ländertheilung geprägt sei, weil ihr das erwähnte Band, welches nach der Ländertheilung zum Zeichen der im Theilungsvertrage ausbedungenen wechselseitigen Beerbung in Gebrauch kam, fehlt, und er ist der Meinung, dass sie von Meinhard I. († 1258) herstamme. Besondere Sorgfalt wendete der Münze in Meran König Heinrich von Böhmen zu, der stets nach der Ehre geizte, sie in guten Ruf zu bringen und ihre Erzeugnisse zu vollem Werth und Ansehen. Im Jahre 1312 verlieh König Heinrich die Münze und Wechselbank zu Meran den zwei Goldschmieden Cunlin und Aechter auf drei Jahre gegen 200 Mark Berner Pachtzins mit der ausdrücklichen Bedingung, dass sie die Münze nach dem Korn wie Pagan von Pergamo und 3 Schillinge Berner aus einer Mark Silber schlagen sollten. Im Jahre 1361 prägte der Pächter und Wechsler Camigell von Florenz die Mark Silber im Gewichte von 17 Pfund zu 32 Vierern oder 64 kleinen Bernern. — Was sich weiter mit diesem ehrwürdigen Hause begeben, ist von geringerem Belang, dagegen die Vermuthung immerhin anzuführen, dass dessen mächtige Grundmauern, die in den Kellergewölben angeblich römische Bauart erkennen lassen, einst schon ein Stück des Castrum Majense getragen. Wo heute der Redacteur der »Meraner Zeitung« den Athemzügen der Weltgeschichte lauscht und den Geist der Zeit in kleine Münze schlägt, hat vielleicht auch schon der Tribunus der III. Legion, bevor er nach Teriolis übergesiedelt, seine Berichte und Correspondenzen geschrieben und dabei über seine Lieben im fernen Rom nachgedacht und über sein Schicksal, das ihn an diesen Grenzwachtposten römischer Cultur versetzt. Als passende Oertlichkeit für eine römische Novelle aus der Zeit etwa, da ein praepositus Rhaetiae, Marcus Julius Philippus (244) selbst Kaiser wurde, liesse sich das alte Ge-

bäude immerhin empfehlen, dessen historische Bedeutsamkeit seine jetzigen Bewohner für die schlechten Stiegen und finsteren Gelasse entschädigen muss.

Vom Pfarrplatz nach Westen führt die lange schmale Laubengasse, deren südliche Häuserreihe die Wasserlauben, deren nördliche die Berglauben bilden. Hinter den Häusern auf der Berglaubenseite ziehen kleine schmale Gärten den Kiechelberg hinan und verlaufen sich daselbst zum Theil in Rebengelände, auf welchen die herrlichsten Trauben wachsen. Diese Gartenstreifen wurden den Bürgern um 1572 als Entschädigung für das südwärts an der Passerlände durch die Verheerungen des Wildbachs allmälig verloren gegangene Terrain vermacht. In diese traulich abgeschlossenen Gärten münden auch zahlreiche Buschen der Berglaubenseite, Plätzchen völliger Weltabgeschiedenheit und stiller Weinseligkeit schweigsamer Burggräfler. Aus der Vergangenheit dieser Laubengasse wäre wohl manches hübsche Detail beizubringen, was aber zu weit führen würde. Nicht vergessen sei hier nur, dass sie einst, im 14. bis in's 16. Jahrhundert, vielleicht auch noch länger, nicht weniger als drei Badehäuser besessen, wogegen die Bedürfnisslosigkeit der neueren Meraner auffällt, die bis zur Gründung der Badestätte im Curhause keine einzige derartige Anstalt für ihres Leibes Wohlfahrt nöthig hielten. Unter den Wasserlauben war auch das alte Rathhaus Meran's zu suchen, das von Herzog Friedrich mit der leeren Tasche 1413 der Stadt „zu ihrer Räthe Kurzweil und anderer Nothdurft“ gegen 600 Ducaten Kaufgeld überlassen wurde. Von hier aus wurden die Geschicke Meran's weise und gerecht geleitet, bis durch den Durchbruch der Marktgasse ein Umzug der Stadtväter



Mariensäule.

in das alte Kelleramtsgebäude erforderlich wurde, das seitdem alle Kanzleien des Stadtregimentes in sich vereinigt.

Auf dem Rennweg, der breiten Quergasse im Westende des alten Theils von Meran, haben sich die für das Gedeihen eines Staatsbürgers unerlässlichsten Behörden, die k. k. Bezirkshauptmannschaft und das ebenso k. k. Bezirksgericht niedergelassen. Links und rechts davon, freilich nicht in directem Anschlusse, befinden sich das k. k. Obergymnasium der Benedictiner von Marienberg und das Kapuzinerkloster. Was dazwischen liegt sind zum Theil Häuser, die vordem das Clarissinnenkloster ausmachten, das von der Herzogin Euphemia, der Gemahlin Otto's, des Sohnes Meinhard II., gegründet wurde und von dem sich dann später — 1603 von dem Architekten Mascardi aus Worms erbaut — ein merkwürdiger Schwibbogen frei über die Strasse spannte, der das Kloster mit der gegenüber gelegenen Katharinenkirche verband und »den Frauen zum ungesehenen Uebergange in die Kirche vortheilhaft diente«. Staffler erinnert sich aus seinen Jugendtagen noch dieses seltsamen Baudenkmals, das mit zahlreichen Wappen und einer Inschrifttafel zur Erinnerung an den Durchzug Erzherzog Maximilian's des Hoch- und Deutschmeisters geschmückt war, nun aber längst schon sammt der Katharinenkirche spurlos verschwunden ist. Am Rennweg befindet sich auch das Haus, in dem Andreas Hofer, der Blutzeuge Tirols, nach seiner am 28. November 1809 erfolgten Gefangennahme die Nacht zum nächsten Tage verbrachte und ein zweites, das jetzige Hotel zum »Grafen von Meran«, in dem er das erste Verhör vor General Huard zu bestehen hatte, worauf er nach Bozen weiter geliefert wurde. Gedenktafeln bezeichnen beide Häuser.

Die ältesten Ausläufer des alten Meran gegen Süden befinden sich am Sandplatze vor dem Bozener Thor, wo wir zunächst in dem ehemaligen Thorwirthshaus, jetzt Hotel »Erzherzog Johann«, die städtische Behausung König Heinrich's von Böhmen und seiner Gemahlin zu verehren haben, deren Bildnisse in Stein gehauen in der Höhe des ersten Stockwerkes der Gassenseite bei einigem guten Willen noch zu erkennen sind. Anstossend an den hübschen Garten des Hotels befindet sich der alte Edelsitz Kalmünze, mit seinen Erkern und Thürmchen ein niedliches Stück Alterthum darstellend, während gegen Süden die nüchterne Front des Hauses der englischen Fräulein dem Hotel gegenübersteht. Eine von den Meranern hoch-

geschätzte Zierde des Platzes ist die Mariensäule an der Ostseite, von der Stadt Meran im Gefühle der Dankbarkeit ob ihrer Errettung aus den Kriegsgefahren der Jahre 1797 und 1799 im Jahre 1801 errichtet und von dem Präfekten P. Langes mit schwungvollen Inschriften versehen. Das Antlitz der Himmelskönigin ist schön und einnehmend, die Haltung des Körpers aber etwas sonderbar, was dem Standbild auch schon den ehrfurchtslosen Namen: die ausgewundene Muttergottes eingetragen hat.

Zu allen diesen Merk- und Sehenswürdigkeiten Meran's ist vor kurzer Zeit die protestantische Kirche gekommen, die im neuen Stadttheil hart am Passerdamm zu finden ist. Diese Kirche ist ein Denkstein der endlich auch in Tirol errungenen Glaubens- und Gewissensfreiheit. Es hat heisse Kämpfe gekostet, um hier die Protestantenfrage im Sinne der in Oesterreich gesetzlich gewährleisteten Gleichberechtigung der Confessionen zu lösen, und die Anfechtungen von Seite der Ultramontanen sind auch heute noch nicht verstummt, wenn sie auch von der Bevölkerung nicht unterstützt werden. Seit dem Jahre 1861, welches das Protestantenpatent brachte, das die bis dahin in ihrem Geltungsbereich für Tirol bestrittenen Duldungsbestimmungen des Josefinischen Toleranzedictes und der deutschen Bundesacte in entsprechender Erneuerung direct für Tirol in's Leben rief — seit jenem Patente ist der Bann der Glaubenseinheit von der gefürsteten Grafschaft gehoben. Im Jahre 1862 schon wurde in Meran, dessen Curgäste vorwiegend aus dem deutschen Norden kamen, ein kleines Gebäude in Steinach zum protestantischen Bethause umgewandelt und seitdem während der Saison daselbst ein regelmässiger sonntägiger Gottesdienst abgehalten; erst 1876 aber erfolgte die Constituirung der Gemeinde. Gleichzeitig begannen die Sammlungen für den Kirchenbau, der dann 1883 angefangen und 1885 vollendet wurde. Die neue Kirche, auf Christus getauft, gibt sich im Innern


Evangelische Kirche

wie nach Aussen als ein sehr vornehmer Bau, der seinen Schöpfern, dem Architekten Vollmer in Berlin und Baumeister Leyn in Meran alle Ehre macht. Der Grundriss, durch die eigenthümlich langgestreckte Form des Bauplatzes bestimmt, bildet ein etwa 5 Meter breites Mittelschiff von vier Jochen mit schmalen Seitenschiffen, die lediglich als Gänge benutzt werden. Der Chor ist gerade geschlossen und zeigt im Aeussern einen zierlichen Giebel mit Rosenfenstern. An der Westseite legt sich der ungefähr 70 Meter hohe mit schlanker Schieferspitze gekrönte Thurm vor. Die Kirche ist in allen Theilen massiv gewölbt; die Mauern, aussen unverputzt, sind in Granitbruchstein ausgeführt. Sehr geschmackvoll ist die innere Ausstattung der Kirche, wo namentlich das schöne Crucifix über dem Altar, gleich den fein ausgeführten figürlichen Reliefs an der Kanzel von Bildhauer Pendl sen. gefertigt, der von Kaiser Wilhelm I. gespendete und von Steinmetzmeister Egger in Meran in farbigem Marmor ausgeführte Taufstein, die schmiedeisernen Kronleuchter und Wandarme und die Prachtorgel die Bewunderung der Besucher erregen.

Die evangelische Christuskirche ist ein Wahrzeichen des neuen Meran, wie die ehrwürdige Stadtpfarrkirche ein solches des alten.



Wappen von Tirol.

Die landesfürstliche Burg.

Von der landesfürstlichen Burg unter den Lauben, dem rühmenswerthesten alten Profanbau Meran's, ist hier mit all' der Liebe und Werthschätzung, die ihr gebührt, und daher auch etwas ausführlicher, zu berichten.

Diese Burg, so stolz ihr Name, ist allerdings nicht viel mehr als ein Haus sehr bescheidenen Formates, und einem wohlgezogenen »Achtpfünder« würde es ein Leichtes sein, sie in ein paar Stunden über den Haufen zu schiessen. »Ein' feste Burg« ist also die landesfürstliche Burg in Meran nicht, was sie aber, Gott sei Dank, auch nicht nöthig hat; ein günstiges Geschick liess sie dennoch zu hohem Alter kommen, während von vielen ihrer Zeitgenossen der seiner Gefrässigkeit wegen allbekannte Zahn der Zeit kaum noch einige spärliche Knochen übrig gelassen hat. Hart am Ende war sie freilich auch schon. Ein um Tirol's Geschichte, Kunstschätze und Schlösser hochverdienter Mann, Dr. David Ritter v. Schönherr in Innsbruck, seit neuerer Zeit auch Ehrenbürger von Meran, war

ihr noch rechtzeitig beigesprungen und hatte dann die Väter der Stadt zur Schonung verpflichtet, von welchem erfreulichen Wendepunkte in dem Leben der Burg sogleich noch Einiges zu erzählen sein wird. Seinen Ausgangspunkt nahm dieses Leben aber in der Baulust des Erzherzogs Sigmund, Grafen von Tirol, der alle seine Jagd- und Kurzweilplätze im Lande mit Burgen und Schlössern zu schmücken liebte und deren Namen gerne auch den seinigen, die hohe Bestimmung anzeigend, einverleibte. So haben wir ein Sigmundsburg, Sigmundsried, Sigmundseck, Sigmundskron, Sigmundslust, Sigmundsfreud, Sigmundsfried und mehrere Andere, von denen die beiden letzgenannten Sigmund allerdings nicht gebaut, sondern nur umgetauft hatte, als sie sein Eigenthum wurden. Die Meraner Burg war nun ebenfalls eine solche Sigmundsburg oder Sigmundslust, obwohl sie nicht diesen ihre Abstammung andeutenden Namen führte — ein Umstand, der unseren Gelehrten noch vieles Kopfzerbrechen kostete. Bis in die neuesten Auflagen des Amthor und Bädeker hinein war nämlich die gebildete Menschheit der festen Ueberzeugung, dass in der Capelle der Burg am 10. Februar 1342 Markgraf Ludwig von Brandenburg der lebens- und liebeslustigen Margarethe Maultasch angetraut worden sei, der tirolischen Maria Stuart, die sich von der schottischen nur dadurch unterscheidet, dass sie der Erinnerung der Nachwelt ungeköpft erhalten blieb. So lange man nun an dieses Ereigniss glaubte, oder besser, so lange man die obengenannte Oertlichkeit damit in Beziehung brachte, war man geneigt, das Alter der Burg um Vieles höher anzusetzen, als ihr in Wirklichkeit zukommt, ja es bis in die Tage Meinhard's II. von Tirol, also in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hinaufzurücken. Den Verdiensten des obbemeldeten Dr. v. Schönherr ist nun auch die Ergründung dieses Irrthums und die Fesstellung der Bauzeit zwischen 1446 und 1480 zuzuschreiben, wodurch freilich die Capelle der Burg einer Merkwürdigkeit, der Trauung der Maultasch, in Gnaden enthoben und diese auf Schloss Tirol verwiesen wurde.

Erzherzog Sigmund erbaute seine neue Burg in dem Garten des ererbten und schon von Heinrich von Böhmen erworbenen Hauses unter den bergseitigen Lauben, dem späteren Kelleramts- und heutigen Magistratsgebäude, hart am Fusse des sonnigen Kiechelberges und seiner in die Stadt heruntersteigenden Rebengelände. Die Anwesenheit des Erzherzogs in Meran ist vielfach urkundlich



Die landesfürstliche Burg

nachzuweisen und somit auch sein Aufenthalt in der Burg, sowie der seiner ersten Gemahlin Eleonora, des Königs Jacob von Schottland schöngeistiger Tochter. Kluge Regierungsacte, aber auch noch andere Beweise fürstlicher Huld und Gnade sind von Erzherzog Sigmund in Meran ausgegangen, und zu letzteren darf sich nach einer Andeutung Schönherr's auch das in Meran heute noch florirende Geschlecht der Herzog zählen, das nach verbrieften Indiscretionen mehr als seinen stolzen Namen von dem edlen Fürsten geerbt haben dürfte. Auch der Nachfolger Sigmund's, Maximilian, der erste Max als deutscher Kaiser, kam zum Oefteren nach Meran, und die bescheidenen Räumlichkeiten, die er, seinen einfachen Gewohnheiten getreu, in der Meraner Burg bewohnte, zwei Zimmer des ersten Stockes, führen seitdem die grosstönige Benennung »Kaiserzimmer«. Nach Maximilian hat die Familie seines Enkels Spuren ihres Daseins in Meran hinterlassen, und diese verdienen nicht nur jene allgemeine Beachtung, sondern auch noch die besondere eines für den Curort Meran denkwürdigen Ereignisses. Einer im Innthale grassirenden Epidemie auszuweichen, sollten die Töchter des Kaisers nach dem Süden entsendet werden, und da entschieden sich die Aerzte für den »ausgezeichnet Ort Meran«. Dahin war auch die Schwester Erzherzog Ferdinand's, Königin Barbara, schwer krank gezogen und hatte dort ihre volle Genesung wiedergefunden. Diese Prinzessinnen

sind somit als die ältesten nachweisbaren Curgäste Merans anzusehen, von denen aber leider angenommen werden muss, dass sie keine Curtaxe bezahlt haben. In der Gunst der Fürsten blieb die Burg bis in den Beginn des siebzehnten Jahrhunderts, dann gerieth das ehrwürdige Gebäude immer mehr und mehr in Verfall. Am Leben scheint es überhaupt nur durch die Capelle erhalten worden zu sein, die dem frommen Sinn der Bewohner des Kelleramtsgebäudes bis auf unsere Tage theuer blieb. Erst im Jahre 1845 hielt wieder ein Spross des Kaiserhauses seinen Einzug in die halb in Schutt gesunkene Burg, Erzherzog Johann von Oesterreich. In seinem Tagebuche — Dr. v. Schönherr hat die betreffenden Stellen in seiner eingehenden Schilderung der Burg*) wiedergegeben — beschreibt der Erzherzog auch die lebenden Bilder aus der Geschichte Herzog Friedel's mit der leeren Tasche, die ihm, der Gräfin Anna von Meran und seinem damals sechsjährigen Sohne Franz zu Ehren in den Kaiserzimmern nach Friedrich Lentner's Angaben veranstaltet wurden. »Es ergriff mich gewaltig«, berichtet der Prinz. »Ich war ganz in jene alte Zeit versetzt. Ich sah Herzog Friedrich mit seinem Freunde Müllinen beim Brettspiel am Tische sitzen, seitwärts den treuen Hendl-Müller von Rofen, den Bürgermeister von Meran und im Hintergrunde den Jäger des Herzogs mit dem Hunde. Mir träumte so wohl! Ach! was für eine Zeit grosser Herzen, grosser Schlichtheit und Treue! Letztere, dachte ich, hat Tirol bewährt und würde sie gewiss noch bewähren; denn Kraft und Muth sind nicht gebrochen, nur müssen grosse Herzen sie beleben. Liebe um Liebe, Herz um Herz, Treue um Treue! ... Wir besahen aufmerksam alle Gemächer und die Capelle. Alles wird jetzt sorgsam erhalten werden.« ... Das »Jetzt« erfüllte sich erst nach mehr als dreissig Jahren, innerhalb welcher Zeit die Burg in die traurigsten Zustände gerieth, bis man im Jahre 1875 mit der Absicht umging, sie niederzureissen. Meran sollte nämlich ein grosses Schulhaus bekommen, und diesem lobenswerthen Neubaue stand auf dem Plane des Baucomités die Burg im Wege, daher ihre Vertilgung gefordert wurde. Nun aber erhob sich ein Sturm unter den Kunst- und Alterthumsfreunden Meran's und Tirols, und Dr. v. Schönherr stand an der Spitze der Bewegung, die er in

*) Geschichte und Beschreibung der alten landesfürstlichen Burg in Meran. Von Dr. D. Schönherr. Meran 1882 (2. Auflage 1890). F. W. Ellmenreich's Verlag.

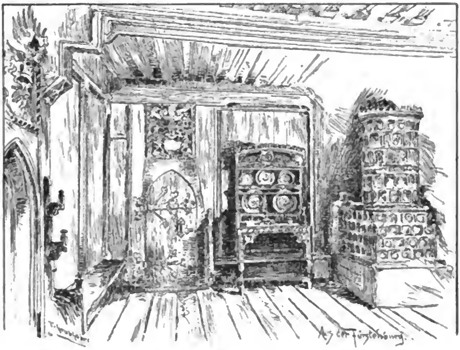

Kaiserzimmer.

Wort und Schrift mit allem Nachdrucke entfachte, bis auch die Majorität des Meraner Gemeinde-Ausschusses, für den die Frage nicht so einfach stand, mit elf gegen sechs Stimmen sich für die Erhaltung der Burg entschied und so der schon erhobenen Spitzhaue Einhalt gebot. Mit unermüdlichem Eifer wusste nun Dr. v. Schönherr alle Kreise des Landes und auch den kaiserlichen Hof in das Interesse zu ziehen und allgemach zehntausend Gulden zusammenzubringen, mit welchen die Restaurirung der Burg nach den Plänen des Dombaumeisters Schmidt im Jahre 1879 begonnen und einige Jahre später vollendet wurde. Diese Wiederherstellung der Burg auf ihren ursprünglichen Zustand, wie auch die Ausschmückung der inneren Räumlichkeiten und die stylgerechte Ergänzung des alten Hausrathes nach den vorgefundenen Inventaren von 1518 und 1528 gelangen auf das glücklichste, und heute ist die Burg die erste Sehenswürdigkeit der Stadt und ein wahres Schatzkästlein tirolischer Kunst.

Wie aus dem Gesagten erkenntlich sein dürfte, befindet sich die Burg noch immer auf der Stelle, auf welche sie die Bauleute Erzherzog Sigmund's hingestellt, im Hofe des heutigen Magistratsgebäudes. Es macht eigentlich einen komischen Eindruck, wenn man den richtigen Durchschlupf in der langen Laubengasse endlich

gefunden, das kleine, alte Schlösschen vor sich zu sehen, sauber auf den Plan gesetzt, wie ein etwas gross gerathenes Spielzeug. Bald kommt freilich der historische und patriotische Geist über uns und das komische Element der Betrachtung verflüchtigt sich wieder. Wir bedauern achtungsvoll, dass die an und für sich bescheidene architektonische Wirkung der ehrwürdigen Burg durch die vielen Baulichkeiten in der Umgebung, namentlich durch das grosse neue Schulhaus im Hintergrunde, so arg beeinträchtigt wird, und bewundern den Epheu und den herrlichen Rebenstock, welche die ganze Vorderseite der Burg mit verjüngendem Laubgewinde umziehen. Der Grundriss der Burg umspannt ein unregelmässiges Viereck, in dessen Süd- und Westseite wieder ein Viereck, etwa ein Viertel des Ganzen umfassend, eingeschnitten ist, das den Hofraum bildet und gegen Aussen durch eine hohe zinnengekrönte Mauer abgeschlossen ist. Ein Thor in dieser Mauer und ein winziges Thürchen im Thor gestattet den Eingang zunächst in den Hofraum, den an zwei Seiten in der Höhe des ersten Stockwerkes ein schmaler Wehrgang umzieht, während an der dritten im ersten und zweiten Stock offene Galerien nach Süden blicken. Ueber eine Steintreppe gelangen wir auf die Galerie und auf den Wehrgang, der ringsherum mit Wandmalereien, welche Jagdscenen darstellen, geschmückt ist. Im ersten Stockwerke befinden sich die Capelle, die Kaiserzimmer und eine Jungfrauenkammer. Für diese letztere Bezeichnung überlassen wir dem Inventar der Burg die Verantwortung. Die Capelle, durch ein Holzgitter vom Vorhause getrennt, wird durch zwei gothische Fenster erhellt, zwischen welchen sich der Altar befindet. Das Altarbild, in Fresco gemalt und gut erhalten, wurde von Dr. v. Schönherr erst 1875 entdeckt, nachdem es Jahrhunderte lang durch ein davor gestelltes Altärchen verborgen geblieben war. Die Wände der Capelle sind reich mit Malereien geschmückt, und auf der Mensa des Altares befindet sich unter anderen werthvollen Dingen ein etwa meterhohes, bemaltes Standbild Sanct Georg's, das als ein Meisterstück der Holzbildhauerei des fünfzehnten Jahrhunderts betrachtet werden will. Die Kaiserzimmer bestehen aus zwei Gemächern, einem Schlafzimmer und einem Wohn-, Empfangs- und Speisezimmer. Die erstere dieser beiden schön getäfelten Stuben ist mit einem breiten gothischen Bette, mit Kasten und Truhen möblirt. Zur Montirung der Bettstätte sind alte Linnenstoffe mit eingewirkten Verzierungen und der

immer wiederkehrenden Inschrift »amor« in gothischen Minuskeln, und eine Decke mit sehr alter Stickerei verwendet. Kunstvoll, aber räthselhaft erweisen sich die reichen decorativen und figuralen Malereien des Erkers, dessen Wände völlig von einer bedeutsamen Handlung umspielt sind, der aber Niemand so recht auf den Grund gekommen ist. Die Wandfläche ober der Erkerthür ziert ein treffliches Holzreliefbild Kaiser Max' I., aus der Capelle der Burg Haseck in Hall, für welche es im Auftrage des Kaisers angefertigt wurde. Das an die Schlafkammer stossende Wohnzimmer ist das



Kaiserzimmer.

vornehmste des ganzen Hauses. Was in diesem Zimmer sofort in die Erscheinung tritt, das ist der mächtige grüne Kachelofen, der sich in schöner Gliederung fast bis an die Decke des Zimmers erhebt. Er ist, wie seine Ornamentik beweist, speciell für Erzherzog Sigmund gebaut worden. Mit besonderem Schmuck ist auch in diesem Zimmer der Erker bedacht. Die Malereien beziehen sich auf den fürstlichen Erbauer des Hauses und seine Gemahlin, Eleonora von Schottland, sind aber leider stark beschädigt. Einen kostbaren Wandschmuck hat das Zimmer vor einigen Jahren erhalten durch

ein, wie behauptet wird, aus einem grösseren Bilde geschnittenes Porträt Kaiser Maxens und Mariens von Burgund, deren historisch beglaubigte Kleinheit und geringe Schönheit auf dem Bilde treulich und heiter zum Ausdruck kommen. Dem Kaiser Max scheint allerdings die kleine burgundische Prinzessin nicht übel gefallen zu haben und in seinem vertraulichen Briefwechsel mit Sigmund Prüschenk (herausgeg. von V. v. Kraus) ist uns ein wohlgesetztes Verzeichniss ihrer seelischen und leiblichen Vorzüge erhalten geblieben. »Ich hab ein schöns, froms, tugendhaftig Weib« — schreibt Max aus Brügge vom 8. December 1477. »Sie ist klein, viel kleiner, denn die Rosina und schneeweis, hat ein brauns Haar, ein kleins Nasl, ein kleins Häuptl und Antlitz, braun und grau gemischt, schön und lauter Augen. Das unter Häutel an den Augen ist etwas herdan gesenkt, gleich, als hätt sie geschlafen.« . . . Das Bild stammt jedenfalls von keinem geringen Meister und wurde von Dr. v. Schönherr, gleich den meisten übrigen die Zimmer füllenden Schatzstücken, für die Burg erworben. Von grossem Werthe und nicht geringer Schönheit sind ferner die beiden in diesem Zimmer befindlichen Wappentafeln Oesterreichs und Alt-Oesterreichs, denen die zwei, von demselben Meister gefertigten und gleich vollendeten Wappen Tirols und Schottlands im Vorhause und im Schlafzimmer zuzugesellen sind. Auf dem Tische im Erker befindet sich neben einem unschönen Tintenzeuge der schönen Herzogin Claudia von Tirol und einigen Sanduhren ein Roman: »Pontus und Sidonia«, von Erzherzogin Eleonora von Schottland aus dem Französischen in's Deutsche übertragen und ihrem Gatten, dem Erzherzog Sigmund, gewidmet. Er ist ein Geschenk des Grafen Hans Wilczek. In der Jungfrauenkammer ist nichts Jungfräuliches mehr zu entdecken. Die Einrichtung: ein schöner Wandschrank, zwei Klappstühle, ein paar Truhen würden wohl manchen Liebhaber, aber unter den heutigen Kammerjungfrauen kaum eine Liebhaberin finden, so mager ist diese Hauslichkeit. Die Raumlichkeiten des zweiten Stockwerkes, etwas einfacher ausgestattet, sind nicht minder sehenswerth durch ihr schönes Getäfel und den vielgestaltigen alterthümlichen Hausrath, der die Täuschung erhöht und uns in längst entschwundene Tage zurückversetzt. Den modernen Bedürfnissen der Burg sucht das hier noch zu erwähnende »goldene Buch« Rechnung zu tragen, das die Namen der grossen und kleinen Gönner der Burg und ihre Spenden verzeichnet — eine Thätigkeit, der es auch heute noch gerne obliegt.

Aus den ersten Blättern dieses Buches wird man erfahren, dass Kaiser Franz Josef mit fünftausend, Erzherzog Karl Ludwig mit tausend Gulden zu dem Werke beigetragen haben.

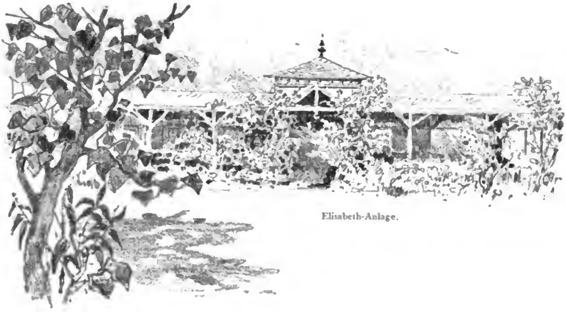


Goth. Waschbecken.

Kein Besucher der landesfürstlichen Burg in Meran wird diese Stätte unbefriedigt und ohne pietätvolle Regungen verlassen. Sicherlich aber würde diese Stimmung noch erhöht und zu einem harmonischen Ausklang gebracht werden, wenn in dem traulichen Burghofe eine ganz kleine Burgkellerei etablirt wäre, wo an runden Tischen das Einzige, was in diesem Hause nicht nothwendig alt und ehrwürdig zu sein brauchte: eine muntere Kellnerin, in ehrlichen Humpen den Kiechelberger credenzte, der ja so nahe wächst. Wie wohl liesse sich's da von Erzherzog Sigmund und Erzherzogin Eleonora träumen, von Kaiser Max und Maria von Burgund . . . So aber darf Einem, wenn man den Burghof durchschreitet, höchstens das Auge feucht werden, in der Erinnerung an die glorreiche Vergangenheit, die dieses Fleckchen Erde schon getragen, nicht aber die Kehle, die doch auch nicht ohne gemüthliche Bedürfnisse ist.

Gedrückt und gebückt schlüpfen wir durch das kleine Pförtchen im Thore und sehen uns dann die Geschichte noch einmal von Aussen an, die lieblich umgrünte kleine Burg mit dem niederen rothen Spitzthurm an der Seite und dahinter die herrlichen Weinberge. Schade, dass die kleine Veste nicht da droben steht.





Elisabeth-Anlage.

Anlagen. Curhaus.

An die Stelle des steinernen Mauerngürtels, der bis in die fünfziger Jahre die Stadt Meran umgab, ist im Süden und Osten, nur vorgeschoben an das Ufer der Passer, ein grüner Wall getreten, friedlich und freundlich, und wie dazu geschaffen, um auf ihm spazieren zu gehen. Auch hier wandte sich ein Uebel zum Heile und die alten Meraner haben es sich gewiss nicht gedacht, dass die Wassermauer, die sie schweren Herzens zum Schutze der Stadt gegen die Fluthen der Passer immer wieder aufbauen mussten, so oft sie ihnen von den Hochwassern auch schon eingerissen wurde, dass dieser Pflicht- und Sorgenbau zu einer fruchtbringenden Curanlage sich entwickeln würde. Die alte Wassermauer ist freilich nicht mehr wiederzuerkennen, denn sie hatte nur das Nothwendige aufzuweisen, nichts Ueberflüssiges, wie schattenspendende Bäume, Ruhebänke, tropische Pflanzen und Musikpavillons. Der Name Wassermauer blieb ihr übrigens noch eine Weile, als sie schon zum Theile zur Promenade umgewandelt war, dann wurde er abgeschafft, um durch die Namen weiblicher Mitglieder des Kaiserhauses ersetzt zu werden, womit patriotischen Bedürfnissen der Curvorstehung Rechnung getragen werden sollte. Nach oben und unten hat zudem die alte Wassermauer räumliche Ausdehnung

erfahren und die rechtsufrigen Curanlagen reichen nun seit Neuestem von der Eisenbahnbrücke, in der Nähe der Stelle, wo die Passer in die Etsch mündet, bis zu den Felsen der Gilfschlucht, auf welchen die Zenoburg thront.

Von der Eisenbahnbrücke bis zum »Naggelten Steg« heisst der seit dem Sommer 1886 wesentlich verbreiterte und erhöhte Dammweg Stephanie-Promenade, zu Ehren der Kronprinzessin von Oesterreich. Die Anpflanzungen auf dieser Promenade sind noch mangelhaft; sie bestehen lediglich in wenig imposanten Pappeln, die zudem durch die Aufschüttung des Dammes einige Fuss tief eingegraben wurden. Um so reizender aber ist jeder Blick in die Runde, der sich von diesem sonnigen Wege aus erschliesst, der alle Schönheiten des Etschthales, so weit sie von unten wahrgenommen werden können, zusammenfasst. Denn über die rauschende Passer hinweg schauen wir frei nach Süden das breite Thal mit seinen langgestreckten Höhenzügen zur Linken und Rechten und den in schneeigem Glanze schimmernden Trientiner Alpen im Hintergrund. Und zur anderen Seite freuen wir uns an den Dörfern Partschins und Algund, den Burgen Durrnstein und Tirol und den darüber in die Lüfte ragenden Bergriesen, an den Geländen des Kiechelbergs und der Halde von Obermais, um uns höchstens über das Riesengebäude des Meraner Hofs zu ärgern, das aber weiter oben an der Promenade noch um Vieles verletzender in die Erscheinung tritt.

Am Naggelten Steg beginnt die Gisela-Promenade, das Hauptstück der Anlagen Meran's, denn an ihr steht das Curhaus. Mächtige deutsche Pappeln besäumen hier die Stadtseite der Promenade und breiten ihre Aeste zu herrlichen Wölbungen über den Weg, unter denen die Curwelt Meran's zu den Klängen der trefflichen Capelle lustwandelt, die vor der Terrasse des Curhauses im Winter während der Mittagsstunden, im Frühjahr und Herbste des Vormittags concertirt und viel Publicum anlockt, obwohl das Leben der Curgäste in Meran nicht allzusehr nach einem gemeinsamen geselligen Mittelpunkte drängt, woran wohl hauptsächlich die grosse räumliche Ausdehnung des Curbezirks, die vorwiegend deutschen und resp. norddeutschen Lebensgewohnheiten der Curgäste Schuld haben, wie auch der Umstand, dass ein grosser Procentsatz derselben aus wirklich Kranken oder doch aus Ruhe und Erholung Suchenden besteht. Hier sei auch erwähnt, dass es in Meran ein Leichtes ist, manchen nicht Jedem



Auf der Gisela-Promenade

angenehmen Erscheinungen des Curortes aus dem Wege zu gehen, ganz abgesehen davon, dass die mitunter verbreitete Meinung, dass Meran im Winter nichts als ein grosses Spital sei, ganz falsch ist. Wer das Glück hat, lediglich durch die Schönheit des Ortes und nicht durch seinen Ruf als Heilstätte angelockt, hieherzukommen, der braucht nur die Promenaden während der eigentlichen Curzeit, d. i. etwa von 11 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags zu meiden, um von üblen Eindrücken nahezu gänzlich verschont zu sein. Der ganze Reichthum Meran's an landschaftlicher Schönheit erschliesst sich überhaupt nur dem Gesunden, der ja allein auch nur die Kraft besitzt, die zu jedem Genusse gehört, wenn dieser erquicken und stählen, nicht betrüben oder ermüden soll.



Die neue Eisenbrücke.

Das Curhaus Meran's ist ein langgestreckter, in guten Verhältnissen ausgeführter Bau, dessen Grundriss für die Bedürfnisse des Hauses allerdings practischer gedacht werden könnte. Die Façade kommt eigentlich nur an der Nordseite, die nach der Habsburgerstrasse liegt, zur Geltung, wo sie zwei Stockwerke zeigt, während nach der Südseite, da das Gebäude an die Wassermauer angebaut ist, nur das obere sich bemerkbar macht. Das Curhaus ist das Um und Auf des geselligen Lebens in Meran, soweit es die Curwelt interessirt, trotzdem die Stadt noch über einige grössere Unterhaltungs- und zahlreiche Restaurationslocalitäten verfügt. Es ist Theater, Concertsaal, Restauration, Caféhaus zugleich, enthält die Lese-, Spiel- und Conversationszimmer, die Badeanstalt und andere nicht gleichgiltige Ubicationen. Von der Mitte der Herbstsaison an gehen die abendlichen Ereignisse in diesem Hause nicht aus und namentlich vom November bis März gibt es kaum einen Abend, an dem sich nicht irgend etwas mehr oder minder Erfreuliches in seinen glänzend erleuchteten Sälen begibt. Einigemal in der Woche geniesst Meran im grossen Curhaussaale, in dem eine kleine Bühne aufgeschlagen ist, die Vorstellungen einer Theatergesellschaft, die in den letzten Jahren befriedigend geleitet war. Das Ensemble auf der Bühne macht meist einen guten Eindruck, jenes im Zuschauerraume aber einen noch um vieles besseren. Auch die Meraner Schauspieler dürfen, wenn sie wollen, mit Stolz betonen, dass sie vor einem Parterre von Königen und Herzogen, Fürsten und Grafen spielen, — was auf ihre Gagen allerdings wahrscheinlich ohne fühlbaren Einfluss bleibt. Die Grossen dieser Erde sind aber schon desshalb im Meraner Theater mit der übrigen Menschheit auf dasselbe Niveau gestellt, weil der Curhaussaal keine Logen und Galerien besitzt. Meran würde schon seit Jahren ein gutes eigenes Theater erhalten können, und es ist nur zu wünschen, dass ihm — wie es geplant ist — der Musentempel hiezu endlich gebaut werde. Zahllos sind die musikalischen Genüsse, denen man im Curhause im Laufe der Saison ausgesetzt ist, und dank dem Wanderprincip unserer Clavier-, Geigen- und Lieder-Virtuosen ist hierin für Meran das Beste gerade gut genug. Dazu kommen eine stattliche Reihe von »Reunions« und Unterhaltungs-Abenden und unglaublich ist, wie viel in Meran und da nicht nur im Curhause getanzt wird. An Geist und Gemüth bildenden Vorträgen und sonstigen Vorfällen, die alle miteinander



Curhaus.

ebenso sehr berufen sind, die Langeweile zu erzeugen, wie sie zu vertreiben, fehlt es auch nicht: also Mensch, insofern du ein geselliges Thier bist, was willst du noch mehr!

Schon die Aufzählung aller dieser Herrlichkeiten könnte dem bange machen, der sie in grossen Städten nicht sucht, in kleinen ihnen erst recht aus dem Wege geht. Die Menschen sind ungemein liebenswürdig bei solchen festlichen Gelegenheiten, wohlwollend und freundlich, aber es ist doch eine Freude, wenn man nicht dabei zu sein braucht. Um vieles schöner als auf der Höhe der Saison ist mir darum auch immer das Curhaus an lauen Sommerabenden erschienen, wo Niemand darinnen ist, als ein Wesen, welches das Bier abzapft, und ein anderes, das es heraufträgt. Wie wohlich sitzt es sich da allein oder mit einigen gleichgestimmten Freunden auf der Terrasse, über welche sanft und leicht ein kühles Lüftchen aus dem Passeierthale streicht, wie melodisch klingt aus der Tiefe — ohne der trefflichen Curcapelle zu nahe treten zu wollen — das Rauschen der Passer; wie zauberisch leuchtet der Mond von St. Katharina in der Scharte hernieder und durch das Geäste der Bäume! Eine Reihe von heiteren Sommertagen ist in Meran überhaupt viel leichter zu ertragen als man hier und in allen übrigen fünf Welttheilen anzunehmen scheint, und unbeschreiblich wonnige Abende und Nächte, Morgen von entzückender Klarheit und Pracht, namentlich wenn uns die ersten Strahlen der Sonne nicht mehr ganz unten im Thale finden, entschädigen für alle Hitze des Tages.

Dem Genusse solcher sommerlichen Mondscheinabende auf der Curhaus-Terrasse steht nur Eines hinderlich im Wege, was auch sonst dort am schwersten zu empfinden ist: die lange Front des Meraner Hofs, der auf dem anderen Passerufer mit einer Brutalität hingepflanzt ist, die ihresgleichen sucht. Dieses Riesengebäude, das selbst auf der Wiener Ringstrasse — was viel sagen will — unangenehmes Aufsehen erregen würde, ist eine Sünde wider den Geist des Curorts Meran, von der kein noch so kräftiger Jubiläums-Ablass diejenigen mehr befreien kann, welche sie begangen. Die einzige Möglichkeit, Absolution zu erhalten, haben sie nämlich unbenützt gelassen; das war in den Jahren, wo das früher »Wiener Hotel« genannte Monstrum, ein Erbstück der im Jahre 1873 verkrachten Wiener Curorte-Baugesellschaft, unvollendet und auf den Abbruch zu verkaufen stand. Endlich wurde es aber doch noch ausgebaut und sein jetziger Besitzer macht so gute Geschäfte, dass jede Hoffnung, diesen Alpdruck, der auf der ganzen Gegend lastet, in erdenkbaren Zeiten vom Erdboden wieder verschwinden zu sehen, völlig leer und eitel ist.

Ober- und unterhalb des Curhauses an der Giselapromenade stehen einige der vornehmsten Miethhäuser Meran's, mit breiten Altanen und schönen Vorgärten voll edler Gewächse. Weiter oben finden sich noch einige spärliche Reste des alten Meran, das einst diese Lände vor seinen Thoren zu allerlei gewerblichen Verrichtungen benützt hatte. Dann kommen wir zur neuen eisernen Spitalbrücke, die in ihrer ganzen malerischen Frevelhaftigkeit an die Stelle der alten getreten ist, welche in ihrem hölzernen Dasein sammt gelbem Anstrich so gut in die Umgebung passte. Von dieser Brücke an beginnen an beiden Ufern erst die Anlagen, d. h. die Anpflanzungen heimischer und fremdländischer Gewächse, die hier alle zu seltener Ueppigkeit gedeihen. Von der Winteranlage, die in Fortsetzung der Giselapromenade am rechten Ufer weiter führt, ist zwar auch noch aller überflüssige Schatten ferngehalten, aber auch hier schon weidet sich das Auge an dem prächtigen Baumschmuck des linken Ufers, das ganz bewaldet gegen Obermais bergan zieht, von dem nur die Giebel einiger Häuser und der grüne Thurm der Georgenkirche herüberlugen. Von Curanstalten ist in der unteren Winteranlage nur das schmucke Wetterhäuschen mit seinen Thermo- und Barometern und ähnlichen für alle Wetterpropheten, deren es an jedem Curorte unzählige gibt, wichtigen Apparaten zu bemerken,

und weiter oben eine nach Süden offene, gedeckte Wandelbahn, in der sich Curgäste und Eidechsen zu sonnen pflegen Ernst wird es hier für den Botaniker, der jeden Baum und jeden Strauch etwas erzählen hört, was andere Leute nicht verstehen. Paulownen und Wellingtonien, eschenblättriger Ahorn und seltene Akazien, amerikanische Trompetenbäume und Platanen, Pyramiden-Pappel und Aleppokiefer und weiss Gott und Prof. Entleutner*) was alles noch erregen seine liebevolle Aufmerksamkeit, und müssen ihn auf dieser Wanderung in einen Rausch von Entzücken versetzen, der in der Gilfschlucht, dem Abschluss dieser Excursion, voraussichtlich mit völliger Bewusstlosigkeit enden wird. An den Säulen der Wandelbahn schlingen sich Rosen empor: immergrüne Rosen an den Ecksäulen, japanische Banks-Rosen an den mittleren; und wieder Rosen hüllen die Villa Fanny ein, klettern an dem eisernen Geländer der Uferummauerung hinan und wölben sich zu luftigem Dache über einer reizenden Laube vor dem »Deutschen Haus«. Vor dieser Laube erhebt sich neben Lorbeersträuchern auch eine prächtige Magnolien-Hybride mit ihren weiss und purpurrothen Blüthen, die allerdings nur im Frühjahr zu erschauen sind. Am »Deutschen Hause« und der Pension »Sandhof« und fortwährend an botanischen Berühmtheiten vorbei gelangen wir aufwärts zur Terrasse vor der Villa Kuhn und zum »Steinernen Steg«, der in einem kühnen hochgewölbten Bogen an das andere Ufer hinübersetzt. Die unteren Steinquaderlagen dieses Steges sollen römischen Ursprungs sein, in seiner jetzigen Gestalt stammt er jedoch aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, wo er von Meister Tanner aus Brixen erbaut worden war, nicht ohne Schwierigkeiten, denn das Werk gelang erst bei dem zweiten Versuch, als der erste Bogen eingefallen war. Hinter dem »Steinernen Steg« eröffnet sich die Gilfschlucht — Gilf soviel wie Golf, Busen — die immer enger werdend gegen die Zenoburg hinzieht, bis zu der Stelle, wo die Passer schäumend und tosend die Felsen, die ihr den Weg verlegt, durchbrochen. Die Gilfanlage wurde erst in den letzten Jahren geschaffen. Auf steinernen Wölbungen führt der schön geebnete Pfad in die Schlucht hinein und in Windungen den steilen Abhang aufwärts, um in seiner

*) Eine Promenade durch die Anlagen und Gärten des klimatischen Curortes Meran. Von Prof. Dr. Entleutner. Meran, F. W. Ellmenreich's Verlag. 1886.



Gilfpromenade.

noch zu gewärtigenden Fortsetzung einerseits die Zenoburg und die Höhe des Kiechelbergs zu gewinnen, anderseits über die Passer an's andere Ufer zu führen, wohin ihm das Fortschreiten vorläufig durch den Einspruch des jenseitigen Grundbesitzers verwehrt ist. Es war ein guter Gedanke, diese Anlage zu schaffen, an diesem windstillen, sonnendurchwärmten Bergabhange, mit Benützung der grossartigen Decoration, welche diese Schlucht gewährt. Die Felsen am Weg sind heute schon dicht mit wohlriechendem Rosmarin, dem weitgreifenden Gerank der Jasmintrompetenblumen mit ihren grossen glockenförmigen orangenrothen Blüthen, und Epheu in allen Formen und Arten übersponnen und am Wege finden sich die seltensten südlandischen Pflanzen, deren fröhliches Gedeihen und farbenprächtige Gestaltung die Bewunderung auch des Laien beanspruchen dürfen. Was allein in dieser Anlage störend wirkt, das ist eine hie und da sich breit machende geschmacklose Gartenarchitektur, die um so kleinlicher und kindischer erscheint, je grossartiger die Natur, in die sie sich verirrt. Von den höheren Partien

des Gilfweges ergeben sich herrliche Ausblicke auf die malerische Schlucht mit dem grauen Bogen des »Steinernen Steges«, der sich in den klaren Wellen der Passer spiegelt, auf die Stadt und darüber hin auf das Etschthal, von dessen jenseitigem Bergrand Schloss Lebenberg herüberschaut.

Ueberschreiten wir den »Steinernen Steg«, so kommen wir, falls wir nicht zur Obermaiser »Elisabethanlage« hinansteigen, das linke Ufer abwärts verfolgend, in den sommerlichen Theil der Anlagen Meran's, als deren grundlegender Schöpfer der ehemalige Bürgermeister Meran's, Franz Putz, in allen Ehren zu nennen ist. Die Sommeranlage reicht bis zur Spitalbrücke hinab. Zahlreiche Wege durchziehen sie, leiten zu einsamen Ruheplätzchen am rauschenden Wasser, zu breiten Terrassen mit Ulmenalleen, und unter hochstämmigen Himalayacedern hinauf nach Obermais. Selbst an sommerlich heissen Tagen ist in diesem mit wahrem Künstlersinne angelegten Naturpark Kühlung und Erquickung zu finden und hieher verpflanzt sich das officielle Curleben im Frühling und im Herbst. Von einer Plattform gegenüber dem »Deutschen Hause«, zu welcher man auf einem der nach Obermais führenden Wege gelangt, eröffnet sich ein prächtiger Guckaus auf die Stadt, wie ein Bild umrahmt von den Zweigen der Bäume, unter denen wir stehen, und berückend schön durch den Abschluss nach Westen, wo von der Höhe der Töll die Etsch in breitem Silberbande zu Thale strömt. Es ist dies eines der Bilder, die Meran berühmt gemacht haben, die sich unauslöschlich einprägen, wenn man sie auch nur einmal geschaut. An keiner anderen Stelle wird sich eine Wanderung durch die Anlagen Meran's besser beschliessen lassen als hier auf dieser Kanzel, die den beredtesten Prediger verstummen machen könnte.




Mais.

Mais.

Auf dem Schuttkegel, den der Naifbach im Südosten von Meran vor dem Ausgange seiner Schlucht in jahrtausendelangem Bemühen allmälig abgelagert, hat sich das ansehnliche Dorf Mais niedergelassen, heute zu seinem grossen Theile eigentlich nur noch aus Villen und wiederhergestellten alten Burgen bestehend, umgeben von Weingeländen, aus denen hie und da Bauerngehöfte auftauchen. Meran wäre ohne Mais schwer zu denken, aber noch weniger Mais ohne Meran, dessen städtischem Dasein es allein die vornehme Ruhe, die weitschichtige Behaglichkeit seines Lebens dankt, das freilich mitunter einige Aehnlichkeit mit Trägheit und Indolenz in der Verfolgung seiner nächsten Interessen hat. Mais, namentlich sein oberer Theil, ist der nothwendige Vorort der Curstadt Meran, nach dem es Jeden hinzieht, der dem engeren Zusammenleben mit den lieben Mitmenschen unten entfliehen will, und der die grössere Bewegungsfreiheit und den offenen Ausblick auf die Reize des Thales höher schätzt als die Unbequemlichkeiten, die

ihm erwachsen, wenn er dabei doch nicht auf die intensiveren geselligen Freuden Meran's verzichten will. Danach ist es begreiflich, dass namentlich Familien, die ein mehr auf sich beschränktes Dasein führen können oder wollen, mit Vorliebe sich in Mais sesshaft machen, wo sich vorwiegend auch jene Glücklichen angesiedelt, welche die Gegend von Meran bleibend zu ihrem Ruhesitze auserwählt.

In dem Namen Mais hat sich, wie wir schon erwähnt, das schöne alte Maja erhalten, welcher Name früher eigentlich das römische Meran bezeichnete, mit Einbeziehung der Warten und Villen auf dem Maiser Hügel, auf dem er dann bei der nachrömischen Abtrennung des Stadtgebietes verblieben war. Die Frage, ob Maja an der Stelle von Meran oder an der von Mais zu suchen sei, hat schon viel Staub aufgewirbelt, seitdem ein Innsbrucker Gelehrter, der Bibliothekar Roschmann, 1746 in seinem Leben des hl. Valentin die Fabel aufgebracht, dass das römische Maja zwischen 783 und 1250 plötzlich untergegangen, d. h. von einem Bergsturz des Ifinger verschüttet worden sei, von welchem traurigen Schicksal nur das Kirchlein zu St. Valentin verschont geblieben. Die verschiedenen Funde von römischen Alterthümern mussten seltsamer Weise diese Behauptung bestätigen, denn, deren Richtigkeit vorausgesetzt, hätten diese doch überhaupt nicht gemacht werden können, und die Bedenken, welche der Lauf der Passer verursachte, die nach Aribo († 738) an Maja's Stadtmauern vorüberfloss, wurden durch die Entdeckung beseitigt, dass die Passer vor dem Untergange Maja's längs des Schennaer und Naifgebirges, an St. Valentin vorbeigegangen und erst in Folge des Bergsturzes an den Zenoberg hingedrängt worden sei. Dr. David v. Schönherr in Innsbruck hat zuerst die völlige Unstichhaltigkeit der Beweisführung Roschmann's dargethan*), und die Geologen — an ihrer Spitze Prof. Adolf Pichler in Innsbruck — hatten leichte Mühe nachzuweisen, dass die Schutthalde von Obermais, ähnlich wie die Schuttkegel von Plars und Algund, lediglich durch Schlammmassen eines Wildbachs, der in ihrer zerstörenden Thätigkeit noch heute sehr wohl zu beobachtenden Naif, und der Hauptsache nach jedenfalls vor

*) Ueber die Lage der angeblich verschütteten Römerstadt Maja. Von Dr. David v. Schönherr. Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung. 1873.



MAIS.

der Gründung Maja's entstanden sei, wie denn auch die Arbeit der Felsenaushöhlung, welche die Gilfschlucht bemerken lässt, nur in Tausenden von Jahren vollbracht worden sein könne. Mit dem versunkenen Maja ist es also nichts, und so stolzen Schrittes die Maiser Schlossherren und Bauern durch ihre gesegneten Gefilde streifen dürfen, auf die erhebende Vorstellung, dass unter ihren Edelsitzen und Höfen eine ganze Römerstadt begraben liege »in der Pracht hoher Thürme und Mauern«, müssen sie endgültig verzichten, so schwer es ihnen auch fallen mag. Ein tirolisches Herculanum hat es nie gegeben.

Sobald wir die Spitalbrücke überschritten haben, befinden wir uns auf Maiser Gemeindegebiet. Geradeaus, eben gegen Süden hin geht es nach Untermais und zwar sehr stark in die Länge; links nach Obermais, dessen erhöhte Lage uns durch das sehr bald sich bemerkbar machende Ansteigen des Weges versinnlicht wird. Was uns bei unserem strategischen Uebergange über die Passer hier vor Allem in die Augen fällt, das sind zur Linken — vorausgesetzt, dass es nicht gerade Winter ist — die hohen Laubwölbungen der bereits ehrenvoll erwähnten Sommeranlage, zur Rechten der grosse Meraner Hof und in der Mitte eine gothische Kirche ohne Thurm, aber mit einem flotten Dachreiter. Vom Meraner Hof haben wir weiter nichts mehr zu sagen, als was wir schon betont, dass es uns leid thue, ihn überhaupt vor Augen zu haben, so schön es sich in ihm auch wohnen lässt, was nicht zu bestreiten ist. Zu den Anlagen wäre noch zu bemerken, dass sich in dieser Gegend schon früher einmal ein Lustgarten befunden, so etwa 600 Jahre vor der Entstehung des Curortes, was freilich lange her ist, den Grafen von Tirol aber, die ihn angelegt, dennoch unvergessen bleiben soll. Diese ahnungsvolle Schöpfung, die der Curvorstehung viel Geld erspart hätte, wenn sie erhalten blieben wäre, ging leider schon unter den nächsten Nachfolgern der Grafen von Tirol, jenen aus dem Hause Görz,



wieder ein und seitdem bedeckten Wein- und Obstgärten die Stätte, an der einst Graf Adalbert und Juta glücklich waren, und zwei Edelsitze erhoben sich daraus, Ober- und Unter-Thierburg und dazwischen das Spital, das von Meinhard II. († 1295) gegründet wurde, mit der Spitalkirche, die in ihrer jetzigen Form aus den Zeiten Erzerzog Sigmunds stammt.

Die Spitalkirche, deren Bau 1445 begonnen, zählt zu den besten, einen edlen Geschmack festhaltenden Werken der Spätgothik in Tirol. Ihr Grundriss ist, wie Eggers in seinen »kunsthistorischen Wanderungen in und um Meran« hervorhebt, von einfacher Schönheit. Die Seitenschiffe vereinigen sich in einem sogenannten Umgang in stets gleicher Breite hinter dem fast doppelt so breiten Mittelschiff, das durch einen einzigen Rundpfeiler hinter dem Hochaltar geschlossen ist. Netzgewölbe und Fenstermasswerk sind reich und zierlich. Ueber dem Portal an der Westseite sehen wir in Stein gehauen Gott Vater in Mitten zweier ihn anbetender kniender Gestalten, die Meinhard II. und dessen Gemahlin Elisabeth vorstellen sollen. Das Innere der Kirche ist licht und freundlich und enthält einige spätgothische Malereien. Auf der rechten Seitenwand ist auch die Chronik der Ausbrüche des Passeirer Sees zu lesen, die für die Spitalanlage fast immer von bösester Wirkung waren. Die Kirche, die vordem an dieser Stelle gestanden, wurde 1419 bei dem ersten Ausbruche des Sees vollständig zerstört und nach einer Aufzeichnung in der Augsburgischen Stadtchronik sollen hiebei 400 Menschen umgekommen sein, da die Katastrophe während des Gottesdienstes hereinbrach.

Da es den Maisern die längste Zeit untersagt war, Wirthshäuser aufzuthun, was zu den am eifersüchtigsten gewahrten Privilegien der Meraner gehörte, so scheinen sie sich mit um so grösserem Nachdrucke auf die Gotteshäuser geworfen zu haben, deren sie noch vier besitzen; jedes gleich der Spitalkirche mit irgend einer historischen oder kunsthistorischen Merkwürdigkeit. Die Pfarrkirche, ostwärts von der Bozener Strasse, ist ein sehr alter Bau mit neuem schlankem Thurme. In die Aussenmauer an der Vorderseite ist ein seltsames Steinbildniss eingefügt, etwa zwei Fuss in der Breite und einen in der Höhe, mit zwei roh in Relief ausgeführten Köpfen. Von dem einen gehen rinnige Strahlen aus, und unter dem keineswegs liebenswürdigen Antlitz ragen zwei Thierpfoten hervor; das zweite Rundgesicht daneben ist milder gestimmt;

rechts oben ist dem Steine noch ein Bandornament eingefügt. Stampfer möchte die beiden Reliefköpfe für Apollo und Diana halten, welche in der späteren heidnischen Zeit als Sonnen- und Mondgöttin verehrt wurden, uns scheinen sie ziemlich räthselhaft. Neben dem Portal zeigt eine alte, aber kürzlich aufgefrischte Wandmalerei Christus den Erlöser voll physischer Hässlichkeit, nur im Antlitz einen seelenvollen Zug des Leidens, der zum Herzen spricht. Zur Rechten war, ehe das neue Portal einen Theil des Gemäldes verdrängte, eine kniende Frau vor dem Gottessohn wahrzunehmen, mit dem Wappen derer von Auer, was vermuthen liess, dass das Bildniss von einer frommen Frau aus diesem seit 1467 von seiner Stammburg bei Tirol vertriebenen Geschlechte gestiftet sei, deren weibliche Glieder in den blutigen Händeln, in die ihre Ehegatten wiederholt mit den Landesfürsten verwickelt waren, des öfteren Anlass und Stimmung gehabt haben mögen, sich mit besonders eindringlicher Bitte an den Erlöser zu wenden. Jedenfalls gehört dieser Christus an der Untermaiser Vigilius-Pfarrkirche zu den ältesten malerischen Resten des Landes. Hart an der Bozener Strasse steht die Mariatrostkirche, die, im Schrein auf dem Hochaltar geborgen, ein geschnitztes Bild der schmerzhaften Muttergottes besitzt, von kunsthistorischem Interesse, das nach Eggers als ein Abbild der colossalen Mamor-Pietas anzusehen ist, mit welcher der 25jährige Michel Angelo 1499 den Grundstein zu seiner Unsterblichkeit legte. Diese Muttergottes wird seit 1624 in der Mariatrostkirche verehrt, nicht ohne Erfolg, wie die vielen Wallfahrten beweisen, die alljährlich dahin unternommen werden. Nachbildungen dieser Schutzheiligen der Gemeinde, ebenfalls aus früherer Zeit, finden sich gemalt auf dem Westgiebel der Kirche selbst, in Holz geschnitzt und stark variirt auf einem Beichtstuhl in der Spitalkirche und in dieser oder jener Form wiederholt an Häusern und Bildstöcken.


Stein an der Untermaiser Pfarrkirche.

In den Ansiedlungen um diese beiden Kirchen und weiter hinaus gegen Süden hat sich

das alte Untermais, halb Dorf, halb Vorstadt, noch wohl erhalten, ohne dass wir darüber eine besonders lebhafte Freude zu empfinden brauchten. Einige alte Ansitze sind spurlos in späterer Uebermauerung verschwunden und alle Aufmerksamkeit und Verehrung, die wir für sie bereit hätten, muss sich auf den Suppanthurm beschränken, einen mächtigen viereckigen Quaderbau, einst dem Schlosse der Suppaner angehörig und in seinen Grundmauern römischer Herkunft. Sehr freundlich stellt sich dagegen das näher an die Stadt gerückte neue Untermais dar, bestehend aus einigen Dutzend reizender Villen, die sich auf den Grundstücken zwischen dem Spital und dem eigentlichen Dorfe zur Rechten der Strasse in den letzten Jahren erhoben, alle von Gärten umgeben und reinlich und sauber gehalten. Eine der Strassen, welche durch diese junge Villen-Niederlassung führt, ist die Reitschulstrasse, woraus zu vermuthen, dass eine Reitschule nicht allzu weit ist. Und so ist es auch. Auf dieser Strasse, die sich allerdings alsbald in einen schmalen Fahrweg verwandelt, gerathen wir unvermeidlich in sie hinein, womit uns eine der trefflichsten Einrichtungen des Curorts Meran zu flüchtigerer oder genauerer Kenntnissnahme erschlossen ist. Die Reitschule wurde vom Meraner Reitclub errichtet, einer ebenso fröhlichen als ansehnlichen Gesellschaft, deren Bestehen von den Curgästen mit jedem Jahre dankbarer anerkannt wird.

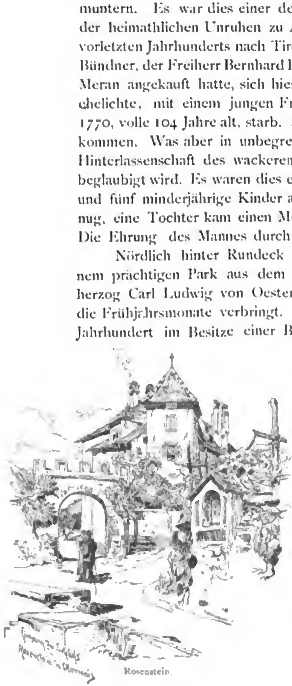
An der Spitalkirche vorbei schlagen wir den Fahrweg nach Obermais ein; wir kommen da an den Friedhöfen vorbei, und alsbald zum wohlerhaltenen Schlosse Mauer, dessen breite Fensterreihen über jene hinweg zu Thal schauen. Auf der Strasse dringen wir nun weiter vor bis zum St. Georgenkirchlein, dessen stilles, bescheidenes Dasein von einigen zudringlichen Häusern arg bedrängt wird. Die Existenz dieser Kirche ist uns urkundlich seit dem Jahre 1273 beglaubigt, in welchem sie der Bischof von Trient dem Stifte Stams, das bis zum heutigen Tage auch die Pfarre Mais versieht, zu eigen gab. In diesem Gotteshause findet sich ein merkwürdiges Altargemälde, das zum Gedächtniss an einen landesfürstlichen Gnadenact, den Erzherzog Maximilian der Deutschmeister einem Herrn von Rosenberg erwiesen, gestiftet wurde. Es stellt die Anbetung der heiligen drei Könige dar und ist von Melchior Stölzl, dem Hofmaler des Erzherzogs gemalt, der offenbar den Auftrag hatte, jenen Gnadenact dem ewigen Gedächtnisse in

der Verehrung der Gläubigen zu bewahren. Das Bild enthält nämlich Porträtköpfe, und zwar haben wir in dem König Melchior den Erzherzog, in der Maria eine jugendliche Frau von Rosenberg, in Joseph einen alten Herrn von Rosenberg und in dem Jesuskind den kleinen Eckart von Rosenberg zu erkennen, worauf wir nur noch zu erfahren brauchen, dass dieser kleine Eckart ein natürlicher Sohn des Erzherzogs und Landesherrn gewesen, um das seltsame Votiv-Gemälde in seiner ganzen beziehungsvollen Deutlichkeit verstehen zu können. Joseph Eckart von Rosenberg, Herr zu Winkel und Knillenberg, scheint dem Herzen Maximilian's allezeit nahe gestanden zu sein; die Hand dieses seines Sohnes war es, die ihm 1618 die Augen schloss. Eckart überlebte den Erzherzog nur um vier Jahre; er starb 1622 und liegt in der kleinen Capelle der Georgenkirche, die er hatte erbauen lassen, begraben. Von der Georgenkirche gelangt man über einen grünen Obstanger hin bequem und leicht zu dem stattlichen Schlosse Winkel, das erst jenem Eckart von Rosenberg zu Liebe, obwohl es schon lange früher bestanden, zu dem stattlichen Schlosse ausgebaut wurde, als das es sich heute noch zeigt. Es wurde sammt dem dazugehörigen ausgedehnten Grundbesitze von seinem letzten Besitzer, einem Meraner Bürger Namens Pitsch, zum Guten« vermacht, und befindet sich jetzt in der Verwaltung der Pfarren Meran-Mais. Nicht weit davon befindet sich der zweite Edelsitz der Rosenberger, Knillenberg, das später an die Flugi von Aspermont kam und einst werthvolle Kunstschätze enthalten haben soll. Und nun könnte die Aufzählung der Burgen und Schlösser, mit denen Obermais verschwenderisch bedacht ist, so recht beginnen. Da wäre das düstere Reichenbach mit seinem von hohen Mauern umschlossenen Garten, den sein jetziger Besitzer, Dr. Tappeiner, zu einem immergrünen Märchen umgeschaffen hat;


Schloss Winkel

daneben Rundeck, das im vorigen Jahrhunderte im Besitze einer Celebrität der Hufeland'schen Makrobiotik gewesen, dann in nächster Nähe Rosenstein, Erlach, Rolandin, von denen allen aber nicht viel zu erzählen ist. Nur auf die erwähnte Celebrität, die einst Schlossherr von Rundeck und Rametz gewesen, sei nochmals zurückgekommen, denn ihr Beispiel könnte vielleicht einige Leser zur Nacheiferung ermuntern. Es war dies einer der zahlreich aus dem Veltlin in Folge der heimathlichen Unruhen zu Anfang des vorigen und zu Ende des vorletzten Jahrhunderts nach Tirol geflüchteten katholischen adeligen Bündner, der Freiherr Bernhard Paravicini de Capellis, der sich 1714 in Meran angekauft hatte, sich hier im 82. Jahre zum vierten Male verehelichte, mit einem jungen Fräulein von Zinneberg, und im Jahre 1770, volle 104 Jahre alt, starb. So weit wären auch Andere schon gekommen. Was aber in unbegrenztes Erstaunen setzt, das ist die Hinterlassenschaft des wackeren Freiherrn, die als sein Eigenthum beglaubigt wird. Es waren dies eine 80jährige Tochter aus erster Ehe und fünf minderjährige Kinder aus vierter Ehe; damit noch nicht genug, eine Tochter kam einen Monat nach Paravicini's Tod zur Welt. Die Ehrung des Mannes durch Herrn Hufeland ist also begreiflich.

Nördlich hinter Rundeck taucht Schloss Rottenstein mit seinem prächtigen Park aus dem Kranze der Burgen auf, dem Erzherzog Carl Ludwig von Oesterreich gehörig, der hier alljährlich die Frühjahrsmonate verbringt. Auch dieses Schloss war im vorigen Jahrhundert im Besitze einer Bündner Familie, des Freiherrn von Priami, gleichwie Schloss Planta oder Greifen, das weiter nordöstlich am äussersten Rande von Obermais mit seinen halbverfallenen, von dichtem, jahrhundertealtem Ephen umsponnenen Mauern und Thürmen ein Prachtstück der Gegend ist. Aus dem malerischen Verfall, in dem es uns Paul Heyse in einer seiner Meraner Novellen vorgeführt, hat es sich zum Theil wieder aufgerafft, und in seinem Innern bieten sich jetzt behagliche Räume dar. Der melancholische Reiz dieser Burg, die



Rosenstein.



Schloss Rottenstein.

Pompejus von Planta, der stolze Bündner Aristokrat — dessen Andenken uns Conrad Ferd. Meyer in seinem Georg Jenatsch vermittelt hat — zu einem Palaste umschaffen wollte, ist ihr aber erhalten geblieben. Der Prachtbau, den Pompejus geplant, wurde nicht vollendet und nur die Umfassungsmauern geben einen Begriff von der Grösse desselben. Heute sieht Planta aus, als wäre es zur Hälfte in den Boden gesunken, was zum Theil auch der Fall ist. Das Schloss wurde nämlich von einem der Schlammströme des Naifbaches, der einst die Richtung auf das Schloss eingehalten hatte, eingemuhrt. — Zu den stimmungsvollsten Schlossobjecten der Gegend zählt Rubein mit seinem braunen Gemäuer, seinem viel bewunderten Burghof und den herrlichen Cypressen an der Thalfront. Die Bauart Rubein's lässt namentlich im Innern die Nähe Italien's erkennen, und neben dem plätschernden Brunnen im dämmerigen Hofe zu stehen, wo der schöne Nussbaum säuselt und die Traubenschnüre so malerisch über die Wände ziehen, hat Manchem schon wohlgefallen, namentlich in früheren Zeiten, da noch keine Restauration über Rubein gekommen. Liebliches Spiel der Lichter und der Schatten in diesem Hofe — so schreibt Ludwig Steub in den »Drei Sommern« — dessen steinerne bleiche Treppen und Söller uns so märchenhaft ansehen! Dieser Burghof setzt mich immer in eine eigene danteske Stimmung von der feinsten mittelalterlichen Sorte. Hin und wieder kam es mir auch schon vor, als wenn er gar nicht historisch, gar nicht mit Fingern zu greifen wäre, sondern nur ein Phantasma aus dem Parcival oder dem Titurel. Es ist wunderbar, wie der alte Steinmetz oder Baumeister, dessen Namen Niemand mehr kennt, diesen Einfang so verhext

hat, dass sich hier kein vernünftiger Pilger mehr im Gleichgewichte halten kann, sondern einen ganzen Quirl von Traumbildern und Erinnerungen an die Kreuzzüge und die Hohenstaufen, an Walther von der Vogelweide und den von Rubein, der auch ein Sänger gewesen, an Tancred, Ivanhoe, Richard Löwenherz und anderes hochromantisches Zeug herausbringt. Und am Ende ist doch Alles nichts«, denn dieser Burghof ist kaum vor dem sechzehnten Jahrhundert entstanden. Heute ist er aber auch nicht mehr in jener träumerischen Schönheit vorhanden, wie Steub sie geschildert, hundert Künstler aus aller Herren Landen sie gemalt. Die schon erwähnte Restauration ist über ihn gekommen, die obendrein unter dem Zwange eines gegen Zugluft empfindlichen Bauherrn stand — vielleicht war dieser Bauherr auch eine Dame — der seine ganz begreiflichen Wünsche für comfortables Wohnen besser nicht in dieses alte Mauerwerk hätte tragen sollen. Die ehedem offenen Steingallerien mit den schlanken, romanischen Säulchen haben sich eine Fensterverschalung gefallen lassen müssen, die nicht einen Funken der alten Romantik mehr aufkommen lässt, und auch sonst ist es in dem Hofe so sauber und nett geworden, dass ein richtiger deutscher Träumer kaum mehr hineinschauen mag. Rubein darf jedenfalls in der Geschichte der »Verrestaurirungen« alter Baudenkmale in Tirol eine hervorragende Stelle beanspruchen, wozu ihm vor Allem auch der nüchterne Treppen- und Taubenkobel-Anbau an der Westfront einen vollgültigen Rechtstitel gibt.



Schloss Planta.

Die Geschichte Rubein's nennt uns, wie die nahezu aller anderen Schlösser in den Maiser Rebengeländen, in seinen wechselnden Besitzern nur Namen, die für uns keinen rechten Inhalt mehr haben. Schon aus dem Jahre 1179 ist uns ein Meinhardus de Robin erhalten und in verschiedenen Lesarten finden wir den Namen bis



Rubein.

in's 14. Jahrhundert. Diesem Geschlechte wird auch der Minnesänger Rubin zugezählt, dessen Gedichte in verschiedenen alten Liederhandschriften mit denen Walther's von der Vogelweide vermischt wurden, von dem es aber zweifelhaft bleibt, ob er auf Rubein gesessen. Man nimmt an, dass er in den zwanziger Jahren des 13. Jahrhunderts seine Blüthezeit erreicht, auch einer angebeteten Frau zu Diensten einen Kreuzzug unternommen — vermuthlich den Friedrich's II. im Jahre 1228 — wie dies damals ritterliche Sitte war.

»Wer jetzt das Kreuz nicht führet,
Der starken Leib und Gutes hat
In Fülle, der hat schlimm gethan,
Weil es sowohl der Welt gebühret.
Und auch der Seele würde Rath:
Nicht anders ich es glauben kann.
Womit wir Menschen ringen,
Das bringt der Seele Bitterkeit.
Daraus kann ihr entspringen
Nach grosser Lust nur Leid:
Dir klag ich, Herr, dass uns gar Arme nur die Welt erfreut«

Die Welt hat den edlen Sanger sicherlich sehr erfreut, dies künden uns seine Minnelieder, die freilich auch viel von Liebespein und schmerzlich süsser Trauer zu sagen wissen, was eben mit dazu gehört bis auf den heutigen Tag. Die Schönheit vieler

seiner Lieder lasst es begreiflich scheinen, dass sie Herrn Walther angerechnet werden konnten, und es blättert sich gar nicht übel in dem Heftchen, das uns die Gedichte Rubin's vor einigen Jahren in neuhochdeutscher Uebertragung*) bescheert hat. Vor allem die Frauen dürfen dem Sänger gut sein, der sie so übervollen Herzens besungen und keine andere Freude kennt, als die, so bei ihnen zu schauen:

»Trauter Gruss aus Frauenmunde
Freuet recht im Herzensgrunde,
Mehr als aller Vöglein Singen.
Denn kann Jemand Freude schauen
Anderswo als bei den Frauen,
Möcht es einmal ihm gelingen:
Was kommt ihrem Grusse gleich?
Dem das Leben
Lust gegeben,
Sage, was so wonnereich«.

Wenn man von Rubein südwärts schreitet, vorbei an dem mächtigen Kastanienbaum mit dem Muttergottesbilde, der an der Kreuzung der Wege steht, die um das Schloss herum führen, so sehen wir noch ein altes Schlösschen aus den Weingärten auftauchen: Pienzenau, dessen wir hier gedenken müssen, weil es den Vordergrund eines reizenden Mondscheinbildchens ausmacht, das neben diese Zeilen zu stehen kommt.


St. Kathrein in der Scharte   Pienzenau.

Neben diesen Schlössern und Ansitzen auf den Hügeln von

*) Im Verlage des Bozener Waltherdenkmal Comités erschienen. Eine kritische Ausgabe der Gedichte Rubin's besorgte Julius Zupitza.



Schillerhof

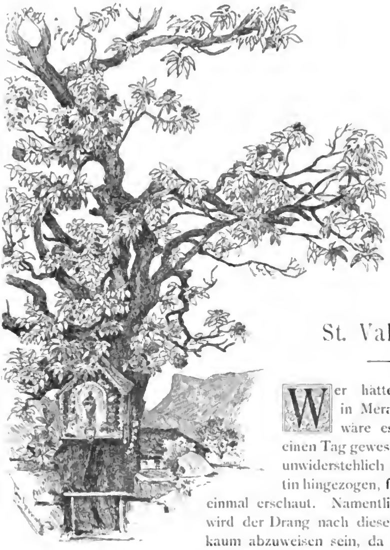
Obermais haben sich wie schon gesagt in den letzten Jahrzehnten zahllose Villen und Fremdenhäuser niedergelassen, aller Formen und Arten. Auch ein deutscher Dichter, Oscar von Redwitz, hat hieher sein Heim verlegt und in seinem Garten durch Meister Zumbusch das erste Schiller-Denkmal in Tirol errichtet. Das Dorf ist nahezu ganz geschwunden und hat nur seine schlechten Wege übrig gelassen, welcher Verwandelungsprocess dadurch erleichtert wurde, dass es zumeist nur aus geräumig auseinandergelegenen Einzelgehöften bestanden, deren schon viele nach dem Verkauf des Grundstücks von den neuen Besitzern niedergerissen wurden. Hier wäre es nun gut am Platze, allerlei Belehrendes über Sitten und Meinungen des Bauernvolkes der Meraner Gegend einzuflechten, über dessen Aussehen und Gehaben an Fest- und Werkeltagen. Ueber diesen Gegenstand hat sich aber Ludwig Steub schon in seinen Drei Sommern so erschöpfend vernehmen lassen, dass wir billig darauf verweisen dürfen und dies um so mehr, als sich eigentlich nicht viel verändert hat. Die alte schmucke Tracht der Burggräflerbauern ist noch etwas seltener geworden, der bäuerliche Umkreis der Stadt Meran ist etwas weiter abgedrängt, sonst aber ist mit Ausnahme landwirthschaftlicher Neuerungen, die sich übrigens auch nur langsam Eingang verschaffen, so ziemlich Alles beim Alten geblieben. Der Bauer ist dem Fremden zumeist freundlich gewogen, und dessen Geld einzuziehen ist ihm eine liebe Gewohnheit geworden; dieser dagegen sieht auch heute noch die prächtigen Gestalten gerne, so oft sie ihm, sei es auf dem Kirchenplatz oder im Wirthshause, auf Wegen und Stegen oder auf dem heimischen Hof vor Augen kommen.

Zu müssigem Schlendern die Kreuz und die Quer ladet nicht

bald ein Fleckchen Erde so freundlich ein, wie das Maiser Rebengelände. An jeder Biegung des Weges, der durch die aufgemauerten Weinberge führt, an jedem Nuss- und Kastanienbaum, an jedem Votivstock thut sich ein neues farbenfrohes Bild in die herrliche Landschaft auf, in die Nähe und in die Weite, nach Norden, Süden, Westen, auf Thal und Höhen, Schlösser und Burgen, Dorf und Stadt. Auf jedem Schritt, sei es an Gärten vorbei mit ihrer exotischen Pflanzenpracht, sei es an Rosenecken und epheuumsponnenen Mauern, unter dem Laubwerk prächtiger alter Bäume; überall fühlen wir uns umzaubert von dem üppigen Reichthum dieser Landschaft, auf die ein italischer Himmel niederlacht inmitten der ganzen Majestät des Hochgebirges, umzaubert von den Gegensätzen Süd und Norden, die in Meran wie nirgend sonst auf deutscher Erde in einzig schöner Form sich lösen.



Vom Saltner gepfändet.



Kastanie bei Rubein

St. Valentin.

Wer hätte sich jemals in Meran aufgehalten, wäre es auch nur für einen Tag gewesen, den es nicht unwiderstehlich nach St. Valentin hingezogen, falls er es schon einmal erschaut. Namentlich in Obermais wird der Drang nach dieser holden Stätte kaum abzuweisen sein, da sie uns dort so naheliegt, und so ergibt sich die Ergänzung unserer Wanderung durch Mais mit einigen gefühlvollen Zeilen über St. Valentin von selbst. St. Valentin, gleich den Schlössern Rametz und Trautmannsdorf, gehört auch eigentlich noch zu Mais, von dem es in Wirklichkeit nur durch den Naifbach und in diesem Buche durch seine Bedeutsamkeit zu gesondertem Dasein abgetrennt ist.

Der Schuttkegel des Naifbaches, auf dem sich Obermais zu wohligem Dasein hingelagert hat, geht vor der Mündung der Naifschlucht fächerförmig auseinander, ohne die linksseitige Bergwand, den Freiberg völlig zu erreichen. Er hat hier vielmehr eine Erdfalte



Rametz.

geschaffen, die, an der Wurzel von beträchtlicher Tiefe, gegen Süden zu verläuft und diese Falte ist das Thälchen von St. Valentin. Cyklopische Mauern schützen es im Westen gegen den Wildbach, gegen Norden und Osten umfangen es steile Hohen, an deren südlicher Abdachung fruchtgesegnete Rebenterrassen herniederziehen, und aus seinem grünen Grunde erhebt sich ein kleines Kirchlein, der Ehrenpreis dieser friedlichen Stätte. Bevor wir jedoch hier Einkehr halten und den schwanken Steg, der bei der Villa Funchal über den Naifbach führt, überschreiten, sei noch ein Blick zu dem stattlichen Schlosse emporgesandt, das von der sonnigen Höhe zur Linken herniederleuchtet. Schloss Rametz ist uralt, in seinen heutigen schönen Zustand aber wurde es von seinem früheren Besitzer Professor Flarer, einem Tiroler, der an der Universität Pavia die Augenheilkunde lehrte, und seinem jetzigen, Friedrich Boscarolli, entgegengeführt, welch' letzterer auch noch aus einem anderen Grunde zu verehren ist. Er hat nämlich den Rametzer emporgebracht, einen Wein, der, aus den köstlichen Trauben gepresst, die vor den Fenstern des Schlosses nach allen Regeln dieser feinen Cultur erwachsen, in den Kellern von Rametz zu edelster Vollendung gedeiht, und der sich seinen vornehmsten Rivalen mit gutem Selbsvertrauen an die Seite stellen darf. Mit Hochachtung blicken wir also zu dem Schlosse hinauf, mit seinen Thürmen und Zinnen, und treten dann durch das Thor in der Quadermauer auf das Gebiet von St. Valentin.

Was wir zuerst gewahren, ist zur Rechten die Restauration zum Bartl, dann weiter unten zur Linken ein weisses Gehöfte, das auch einer gastlichen Gelegenheit nicht unähnlich sieht. Erst wenn wir auf dem abwärts gehenden Pfad noch ein Stück weiter vorgedrungen sind, taucht aus den Obstbäumen, die allenthalben den Thalgrund erfüllen, das Kirchlein auf, romanischer Bauart, von Evonymus-Gebüschen umstanden. Dieses Kirchlein, dem hl Valentin geweiht, soll von diesem selbst einst gegründet worden sein, als er sich aus dem Castrum Majense und von dem Geräusche der alten Meraner in diese Einsamkeit zurückgezogen. St. Valentin

aber war ein Bischof beider Rätien, der um die Mitte des fünften Jahrhunderts, das Evangelium erneuernd, nach Maja gekommen, hier eine Kirche und ein Kloster gegründet und nach seligem Wandel am einem 7. Januar zwischen 470 und 474 gestorben war. Der Geruch seiner Tage war ein so nachhaltiger, dass bald ein starkes Wallen nach seinem Grabe in Aufnahme kam. Als einer der merkwürdigsten Verehrer des grossen Heiligen wird uns Venantius Fortunatus, Bischof von Poitou, genannt, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts nicht nur die weite Reise hieher unternommen, sondern dieselbe auch in lateinischen Versen beschrieben hat. Später taucht unter den zahlreichen Maja-Pilgern der hl. Corbinian, Bischof von Freising, hervor, der seine Liebe zum hl. Valentin auch noch in dem Wunsche bethätigte, an dessen Seite begraben zu werden, was, nachdem er 730 gestorben, dank der Pietät des Herzogs Hugbert von Bojoarien, auch geschah. Leider sind uns die Gebeine beider Heiligen, welche noch so viel Gutes hätten stiften können, schon vor mehr als tausend Jahren wieder abhanden gekommen, da sie die bairischen Herzoge lieber in ihrer Nähe haben wollten. Die Ueberreste St. Valentin's wurden nach Passau, die St. Corbinian's nach Freising gebracht, und seitdem ist in Meran kein Heiliger mehr niedergegangen.

Das Ansehen St. Valentin's hat sich aber hier bis auf den heutigen Tag erhalten. Es ist dies zunächst an der schönen Ausstattung des Kirchleins zu erkennen, das einige erst in neuerer Zeit hineingespendete Kunstwerke aufzuweisen hat. So über dem Altar ein grosses Wandgemälde von Eugen Blaas, den Heiligen als erfolgreichen Heidenbekehrer darstellend, ein Vorgang, der sich aber nicht in der Gegend von Meran abgespielt haben kann, da es hier nach den glaubwürdigsten Versicherungen zu Valentin's Zeiten gar keine Heiden mehr gab. Einige Aufmerksamkeit erfordert auch ein Altarbild von Rietschel und manches Andere. Das St. Valentinkirchlein ist auch noch dadurch merkwürdig, dass in ihm mit Vorliebe die Ehen der Meraner geschlossen werden. Eine feinere Hochzeit kann auf die Fahrt nach der heiligen Stätte kaum verzichten, ein schöner Brauch, der dem Anlasse gut zu Gesichte steht. In dieser wunderlieblichen Einsamkeit, wo selbst der Gedanke an die Schwiegermutter etwas mild Versöhnendes annimmt, kann das Heirathen nicht schwer fallen, und wem das Glück auf



St. Valentin

diesem Gange zur Seite geht, der mag es hier mit doppelter Innigkeit umfassen. Und doch könnte einem ganz bang zu Muthe werden bei dem Gedanken an die unzähligen Hände, die sich in diesem kleinen Raume schon zum ewigen Bunde in einander gelegt, an die Gelöbnisse, die hier abgelegt und draussen nicht gehalten wurden. Wenn man Alle, die sich hier einst zusammengethan, auf dem grünen Plan vor der Kirche versammeln könnte bis weit hinunter gegen Trautmannsdorf, es müsste eine schöne Heerschau geben. Wie viele der Gepaarten einander noch voll und freudig in's Auge schauten, wie viele abseits blickten, weil ihnen St. Valentin nicht gut gethan! Es ist ein Glück, dass unsere Statistik noch so unvollkommen ist.

Das weisse Gebäude, das wir vorhin erwähnt, mit einem schön gemalten St. Valentin und einer Sonnenuhr an seiner Front, ist ein Meierhof und steht unter geistlicher Verwaltung der Cisterzienser zu Stams. Einst war es ein Rittersitz der Edlen dieses Namens, deren einem König Heinrich von Böhmen auf der Zenoburg im Jahre 1330 den Verleihbrief über den Berg ob der Kirche ausgestellt. Im vorigen Jahrhundert kam das »Gesäss« an Johann Freiherrn von Rufin, den Mitbegründer des Meraner Gymnasiums, 1808 an Jos. Val. Tschöll, den tapferen Commandanten der Meraner Schützencompagnien im Jahre 1809. Tschöll,

Bürger von Meran, war einer der vertrautesten Freunde Andreas Hofer's, und gleich diesem noch vor Ausbruch des Kampfes von Erzherzog Johann zum Commandanten bestimmt worden, als welcher er später auch von den Maiser Bauern erwählt wurde. In dem abgelegenen St. Valentin mag manche wichtige Besprechung der Eingeweihten stattgefunden haben, bis an dem denkwürdigen 11. April das allgemeine Aufgebot erging. Noch in der Nacht rückte Tschöll mit den Bauerncompagnien in die Stadt und am nächsten Morgen kündigte er dem Magistrat den Sturz des bairischen Regimentes an und die Besitzergreifung Oesterreichs, drängte zur Zustimmung und nahm die bairischen Beamten, die sich widersetzten, in Haft. Am Abend desselben Tages schon standen die Meraner Compagnien unter Waffen. An ihrer Spitze kämpfte Tschöll auf dem Berge Isel mit grosser Tapferkeit und während der Hofer'schen Regierung führte er das Commando in der Meraner Gegend. Eine Gedenktafel für Tschöll wäre an seinem Hause nicht übel angebracht.

Nicht nur hochzeiten gehen die Meraner gerne nach St. Valentin, sondern auch marenden, und die Curgäste haben diese löbliche Gewohnheit aufgenommen. Es ergibt sich hiebei die Wahl, an welcher der beiden Nährstätten man seinem Drange genug thun soll. Jede von ihnen hat ihre Freunde und ist werth sie zu behalten, und wer keiner Unrecht thun will, wird gut thun, sie abwechselnd zu beehren. Der Platz vor dem Valentinhof, auf welchen Tische und Bänke gestellt sind, wirkt durch seine ländliche Umgebung, Scheunen, Ställe und Wirthschaftsgeräthe sammt lebendiger Staffage in Knechten und Mägden und allerlei Gethier. Solche Nachbarschaft heimelt namentlich den Städter an und es ergeben sich auch des Oefteren manch' hübsche Bilder, so wenn Abends die Ochsengespanne einfahren, begleitet von den Burggräfler Bauerngestalten in ihrer classischen Ruhe und aufrechten Haltung, und nun von St. Valentin her das Ave Maria-Läuten herüberklingt. Alles steht an dem Platze, an dem es sich eben befindet, und senkt das Knie; lautlose Stille ringsum in dem dämmernden Thale, nur von dem Schall des Glöckleins durchzittert. Ich war einmal Zeuge solcher Andacht der Knechte von St. Valentin und werde die feine Stimmung jenes abendlichen Bildes nie vergessen, in welchem es auch an dem für unsere modernen Geschmacksnerven nöthigen Contraste nicht fehlte, in der vornehmen Curgesellschaft



Trautmannsdorf.

an den Tischen. Ein wenig zusammengerückt und nach dem Hintergrunde geordnet, hatte es für Adolf Menzel ein Bild abgegeben, ähnlich wie die Frohnleichnamsprocession in Gastein. Solch poetische Erscheinungen aus dem ländlichen Wirthschaftsbetriebe sind nun beim Bartl nicht zu gewärtigen, dafür bietet sich auf der geräumigen Altane, namentlich wenn das Laub von den Bäumen verschwunden ist, ein schöner Ausblick auf Schloss Trautmannsdorf und die Mendel im Hintergrunde und auf die Ultener Berge.

Nach Trautmannsdorf gelangt man, von St. Valentin im Thale fortschreitend, in wenigen Minuten. Auf einem steil abfallenden dichtbewaldeten Felsvorsprunge des Freibergs erhebt sich das Schloss, von dem hier kaum einige Mauern und die Zinnen des Thurmes zu erspähen sind. In einer Zelle dieses Schlosses, das früher Neuberg geheissen, soll einst St. Valentin seine stillen Jahre verlebt haben,

woraus zu ersehen, in wie ferne Tage der Bau zurückreicht, dessen heutige Gestalt aber in viel späterer, zum Theil sogar in unserer Zeit geschaffen wurde. Vor einigen Jahrzehnten war es wie so viele andere Schlösser im Lande im Besitze eines Bauern und auf dem besten Wege zur Ruine zu werden, als ihm in dem Grafen Trautmannsdorf ein Retter erstand, der es zum alten Glanze brachte. Gross und stattlich leuchtet es gegen Süden zum Thale nieder, sein ganzer Zauber aber enthüllt sich erst, wenn wir die Terrassenwege hinansteigen, die seinen Fuss umgürten, unter Lorbeerbüschen, Oel- und Granatbäumen, die bis über das erste Stockwerk emporstreben, in ein wahrhaftes Märchen hineingerathen, wie es uns nordlandisch gewöhnte Menschen nicht sinnberauschender umfangen kann. — Schloss Trautmannsdorf hat in den Wintern 1870 und 1871 und im Herbste 1889 der Kaiserin von Oesterreich als Aufenthaltsort gedient.

Vom Schlosse leitet ein Fahrweg gegen Obermais und in die Stadt. Vor der niederen Brücke, die über das Naifbett führt, nehmen wir Abschied von dem friedlichen Valentiner Thale und lassen uns dann freundlich von dem Bilde überraschen, das uns zur Rechten die Burg Rametz noch einmal gewährt. Durch die Weingarten auf sanfter Höhe über dem weiten Thale, an Bauernhöfen und Villen vorbei, kehren wir heim.



Naifbett und Rametz



Zenoburg.

Die Chronik der Stadt Meran hat uns die interessante Thatsache erhalten, dass im Jahre 1533 der Weg, der vom Passeirerthore zur Zenoburg führt, neu gepflastert wurde. Ohne jener unbekannten Körperschaft, welcher die Einhaltung dieses von Ochsen und Menschen viel begangenen Weges obliegt, auch nur im Geringsten nahetreten zu wollen, möchte ich die Vermuthung aussprechen, dass sich seit jenem Jahre des Heils das Ereigniss wohl kaum wiederholt haben dürfte. Ja, Herr Vetter aus Karlsruhe, der archäologische Erneuerer des Castrum Majense geht noch weiter, denn er will auf diesem Wege zur Zenoburg Spuren römischer Pflasterung entdeckt haben. So bucklig und ehrwürdig und voll von Löchern ist dieser Pfad, der uns zu einer der berühmtesten Burgen des Landes hinanleiten soll. Er nimmt wie schon erwähnt seinen Ausgang am Passeirerthore der Stadt Meran und führt alsbald ziemlich steil am felsigen Abhang des Kiechelberges aufwärts. Zur Linken finden sich erst noch einige Villen und Häuser, die hoch über der Strasse dem Berge

einige reizend gelegene Punkte abgewonnen, dann treten Weingärten an ihre Stelle, mit ihren grünen Laubgewinden an dem bleichen Gestänge. Zur Rechten schützt eine niedere Steinmauer den Wanderer vor jedem unfreiwilligen Sturz in die Tiefe und über sie aufragendes Feigengebüsch gibt ihr ein freundlicheres Ansehen. Zu unseren Füssen thut sich die Gilfschlucht auf und gerade unter uns wandelt die Curwelt Meran's über die Promenade, die es auch möglich macht, ein Stück unseres steinigen Weges zu umgehen. Die Zenoburg haben wir während dieses Anstiegs immer vor Augen, d. h. das, was von ihr auf dem kerzengerade aus der Gilf aufragenden Felsen noch übrig geblieben ist. Es ist nicht viel, wie wir sehen, sobald wir nach kurzer Wanderung die Stelle erreichten. Reste der Umfassungsmauern lassen uns zwar die grosse Ausdehnung, welche die Burg einst besessen, noch erkennen, erhalten geblieben von der ganzen Herrlichkeit ist aber nur noch ein Thurm und die Kapelle. Epheu umgrünt die Ruinen.

Die Zenoburg theilt sich mit dem Schlosse Tirol in die auch heute noch nachwirkende Ehre, den Landesfürsten in den ersten Jahrhunderten der tirolischen Grafschaft zur Residenz gedient zu haben. Ihren Namen hat sie muthmasslich von der Capelle bezogen, deren Erbauung dem hl. Corbinian zugeschrieben wird und die St. Zeno geweiht war, vordem Bischof zu Verona und daselbst am 12. April 380 gestorben. St. Zeno stand im Rufe, gegen Wildwasser und Ueberschwemmungen wirksam zu sein, und das Treiben der Passer dürfte es den Meranern schon damals nahegelegt haben, sich seiner himmlischen Fürsprache besonders zu empfehlen. In dieser Absicht war zu Anfang des 8. Jahrhunderts die Capelle auf dem Zenoberge entstanden. Genützt hat diese Aufmerksamkeit freilich nicht viel oder doch nicht auf die Dauer, wie die stattliche Chronik der Wildwasserverheerungen des Thales zu zeigen vermag, und es ist begreiflich, dass der Tiroler Landtag, als er in Folge der grossen Ueberschwemmung im Jahre 1882 nach einem zweiten Landespatron Umschau hielt, der in diesem Fache besser bewandert sei als der heilige Josef, nicht auf St. Zeno verfallen ist, sondern auf den jüngeren Johann von Nepomuk, der sich aber im Herbste 1885 und seitdem noch 1888, 1889, 1890 auch nicht gerade ausgezeichnet hat. Neben der Capelle des hl. Zeno erhob sich dann später das Schloss, das an dieser Stelle durch Jahrhunderte ein ansehnliches Dasein bewahrte. Im Jahre 1347 wurde es zwar durch

König Karl IV. berannt und zerstört, später aber wieder aufgebaut und bis an den Ausgang des 17. Jahrhunderts scheint es in wohnlichem Zustande erhalten geblieben zu sein. Dann aber verfiel es immer mehr und mehr und heute ist es bei den obenerwähnten Resten angelangt.

Die Zenoburg war der Lieblingsaufenthalt des Herzogs Otto, Grafen von Tirol und seiner Gemahlin Euphemia, dann seines Bruders und Nachfolgers Herzog Heinrich, König von Böhmen a. D. Von dem ersteren fürstlichen Paare wird uns berichtet, dass es hier in glücklichster Ehe friedsame Tage verlebte, vier Töchtern das Leben gab und auch sonst fromme Werke schuf, wie z. B. das Clarissinnenkloster in Meran, zu dem sich alsbald ein lebhafter Andrang unter den vornehmen Frauen und Jungfrauen Tirol's bemerkbar machte. Wir finden da unter den Ersten, welche dem Rufe der jungen Herzogin gefolgt, neben der Mitstifterin Elisabeth von Taufers, Wittwe eines Edlen von Schönberg, eine Reihe mit den schönsten Taufnamen begabter Mädchengestalten wie Friedraun von Lanaburg, Ofmeia von Auer, Agnes von Mareit, Margareth und Adelheid von Schenkenberg, Praxedis von Völs. Am 27. Mai 1310 starb Herzog Otto und damit waren die Freuden des Lebens für Euphemia abgethan. Sie trat in das von ihr gestiftete und reich begabte Kloster und auch zwei ihrer Töchter, Ursula und Euphemia, folgten ihr dahin, während die beiden anderen es in der Welt versuchten, die eine, Anna, als Kurfürstin von der Pfalz, die andere, Elisabeth, als Königin von Sicilien.

König Heinrich von Böhmen kehrte erst ein Jahr nach dem Tode Otto's auf Zenoberg an, nachdem ihm die Böhmen deutlich gezeigt, wie entbehrlich er ihnen für die Wohlfahrt ihres Landes scheine. Drei Jahre nur hatte er die Königskrone getragen und sich dabei, wie Albert Jäger etwas unhöflich bemerkt, »durch nichts Anderes ausgezeichnet, als durch gänzliche Unfähigkeit zur Regierung, durch Unthätigkeit, Verschwendung und Schuldenmachen«. Palacky rechnet König Heinrich nach, dass dieser seinen böhmischen Gläubigern ein bleibendes Andenken im Werthe von 1½ Millionen Gulden Conv.-M. hinterlassen und nennt riesige Summen, die in den drei Jahren für den königlichen Haushalt ausgelegt werden mussten. Es ist darum begreiflich, dass König Heinrich auch den Tirolern, die auf solch majestätisches Gebahren nicht eingerichtet waren, etwas theuer zu stehen kam, doch scheint wenigstens der Adel,



Die Zenoburg.

dem Heinrich nach und nach so ziemlich das ganze Land verpfändete, mit dem Geschäfte nicht übel zufrieden gewesen zu sein. König Heinrich war zudem ein freigebiger Herr und Tausende Mark Silber »verschleuderte er entweder an Günstlinge oder an solche, welche bei der Rechnungslegung über ihre Verwaltung schlau genug herauszubringen wussten, dass sie dabei Einbusse an ihrem eigenen Vermögen erlitten«. Für die Berittenmachung seiner Edlen scheint er namentlich besorgt gewesen zu sein, denn eine stattliche Liste, die uns erhalten, verzeichnet lediglich Geldgeschenke zu Pferdekäufen. An anderen erfreulichen Gelegenheiten, »aus sunder Gnaden« das Geld zu den Fenstern hinauszuwerfen, fehlte es auch nicht, und so befand er sich denn bald auch in Tirol in denselben Nöthen, denen er in Prag kaum erst entronnen. Auch Bürger und Bauern hatten die Ehre, des Königs Gläubiger zu heissen, und einige von ihnen scheinen dieselbe nicht einmal sonderlich hoch angeschlagen zu haben. Eine Frau Madler aus München wenigstens folgte ihm nach Meran, um zu ihrem Gelde zu kommen, ein anderes Frauenzimmer, Agnes Schedlich, pfändete ihm die Pferde wegen 70 Mark, und die Fleischhauer in Bozen liessen ihn nicht eher aus der Stadt, bis sie Sicherstellung für 13 Mark, die der König an sie schuldete, erlangt hatten. Bei all' dem aber erfreute sich König Heinrich in der Gegend von Meran einer grossen Beliebtheit, die sich nicht nur auf jene zahlreichen Frauen und Mädchen erstreckte, denen er, zu Zeiten wenigstens, mehr als Herr und König war. Ein glänzender Hofhalt umgab ihn auf Schloss Zenoberg und Meran sah lustige Tage unter diesem Könige Heinz, wie sie ihm seitdem nicht wieder geworden.

Vor einigen Jahren ist durch Dr. Anton Schlossar in Graz die ebenso neue als überraschende Kunde aufgekommen, dass im 17. Jahrhundert auf dem Zenoberg ein Gold- und Silberbergwerk im Betriebe gewesen. Ein anonymer Autor, dem der genannte Gelehrte interessante Daten und Berichte über eine ganze Reihe verschollener Tiroler Bergwerke verdankt, erwähnt auch des Baues auf dem Zenoberg und gibt an, dass um 1610 ein Herr von Rost Besitzer des Schlosses gewesen sei, der folgende Aufschreibung hinterlassen habe: »Es begab sich, dass ich auf meinem Schlosse von den eigenen Unterthanen förmlich belagert wurde. Ich hatte mich nicht mit Proviant versehen, da ich derartiger Bedrängniss nicht gewärtig war, und besass nur einen kleinen Vorrath von Pulver und Blei. Lange konnte ich mich nicht mehr halten, das schien mir gewiss, und ich nahm



Portal von Zenoburg

mir vor, falls keine Hülfe erschiene, entweder umzukommen oder mit den Bauern, welche mir treu geblieben, mich durchzuschlagen. Schon war es zum Aeussersten gekommen, als einer meiner Diener in ein tiefliegendes Gewölbe sich begab, um faules Holz, das sich dort befand, zu holen, denn auch am Heizmaterial war schon grosser Mangel eingetreten. In dem Gewölbe bemerkte er plötzlich eine eiserne Thür, die mit einem Schlosse versperrt war. Er schlug das Schloss ab und sah einen gewölbten Gang vor sich, von dem bisher Niemand etwas gewusst hatte, und in dem er etwa 200 Schritte vorwärts ging. Da er nicht genug Licht bei sich hatte, kehrte er zurück und meldete mir Alles. Ich selbst nahm nun drei Bauern mit brennenden Fackeln mit und beschloss, das Ende des Ganges zu ergründen. So gingen wir wohl eine Viertelmeile vorwärts, da erblickten wir ein grosses viereckiges Monument aus schwarzen Steinen, etwa einen halben Fuss dick. Da ich vermuthete, dass hierin etwas verborgen sein könnte, befahl ich unter einem Vorwande umzukehren; wir gingen zurück und am nächsten Tage begab ich mich allein zu derselben Stelle und nahm eine Hacke mit. Bei dem Monumente angekommen, machte ich mich daran, es zu zerschlagen, was mir gelang, und fand im Innern einen eisernen Kasten, den ich mit mir nahm, und als ich ihn in meinem Zimmer aufgebrochen, mit Juwelen und edlen Steinen angefüllt fand. Um zu erfahren, wie weit der Gang reichen würde, nahm ich doch wieder einige Bauern mit mir, und wir suchten das Ende zu erreichen. An einer Stelle wurden die Lichter durch eine Menge Fledermäuse ausgelöscht und wir mussten zum Feuerzeuge greifen. Eine Strecke weiter ertönte ein eigenthümliches Geräusch, es zeigte sich, dass dieses von einem Bach herrührte, und wir mussten bis an's Knie im Wasser waten. Als wir aber dasselbe passirt hatten, zeigte sich Tageslicht und ich bemerkte, dass hier der Gang einen Ausgang haben müsse. Wir fanden denselben auch

wirklich etwa einen Büchsenschuss weiter. So zeigte sich denn, dass dieser unterirdische Gang eine ganze Meile von meinem Schlosse bei einem Berge endete. Während des Gehens hatte ich zugleich bemerkt, dass die Wände an vielen Stellen Silberglanz aufwiesen und mir vorgenommen, nach weiterer Untersuchung einen Bergbau zu versuchen. Ich schickte nun vor Allem einen von meinen Leuten auf mein nächstes Schloss Brunnenburg zu meinem Verwalter mit dem Befehle, mir zwei Pferde zu schicken, ein anderer Bote sollte meinem Diener den Auftrag überbringen, die besten Gegenstände aus dem Schlosse zu holen. Den Leuten gab ich darauf eine Summe Geldes für sich und ihre Kameraden, die im Schlosse waren, und liess den letzteren sagen, dass sie sich durch diesen Gang retten könnten, was auch geschah. Als die Pferde angekommen waren, setzte ich mich nebst einem Diener auf, wir ritten nach Brunnenburg und waren daselbst in Sicherheit. Bald merkten auch die Rebellen, dass das Schloss verlassen sei, sie plünderten es ganz aus und brannten es nieder. Endlich wurden sie durch das Einschreiten von eingetroffenen Truppen von weiteren Thätlichkeiten abgehalten und die Rädelsführer zur gehörigen Strafe gezogen. Einige Zeit darauf reiste ich mit dem gefundenen Schatze nach Wien und erhielt daselbst den Werth desselben, der 190,000 Gulden betrug. Gleichzeitig brachte ich mit der kaiserlichen Bergwerksdirection alles wegen eines vorzunehmenden Bergbaues in Richtigkeit. Unfern des alten Schlosses in angenehmer Lage aber liess ich ein neues errichten.« Dieser Bericht des Herrn von Rost hat viel Unwahrscheinliches an sich, namentlich wenn die Datirung — 1610 — richtig sein soll, da zunächst von einem Bauernaufstand, der um diese Zeit in der Gegend von Meran stattgefunden, nichts bekannt ist. Als Besitzer der Zenoburg wird Herr von Rost nirgends erwähnt, und die Brunnenburg war von 1457 bis in den Beginn unseres Jahrhunderts im Besitze der Familie von Kripp. Was aber den Bergbau am Zenoberge betrifft, so gedenkt der Chronist noch ausführlicher desselben und Dr. Schlossar entnimmt ihm folgende Angaben: »Der Bau wurde an dem sogenannten Bauernberg begonnen, welcher seinen Namen davon erhielt, weil die rebellischen Bauern sich darauf gelagert hatten. Bald fand man nicht nur Silber, sondern auch Gold dazwischen eingesprengt. Es wurden Poch- und Schmelzhütten erbaut, und als man eine Probe geschmolzen, zeigte es sich, dass der Centner Erz 3 Mark

Gold und 13 Mark Silber ergab. Ein anderer Berg, den man in Angriff nahm, war der Annaberg, in welchem die Löwengrube von besonderer Bedeutung erschien und gute Ausbeute lieferte. Nach dem Tode des Herrn von Rost im Jahre 1628 übernahm dessen Sohn die Bergwerke. Derselbe wurde bald darauf in den Freiherrnstand erhoben. Die Werke lieferten fortwährend reichen Ertrag an Silber und Gold. Es wurde der sogenannte Lauterberg erhoben und eine Reihe von Gruben eröffnet. Der junge Freiherr starb aber ohne Hinterlassung eines männlichen Erben. Im Jahre 1636 fiel die Herrschaft sammt den Bergwerken an den Grafen von Wolkenstein. Da in der Folge diese Werke nicht mehr erwähnt werden, scheinen sie das Schicksal so vieler übrigen erlitten zu haben, welche, da die Ausbeute sich nicht mehr lohnte, dem Verfalle überliefert wurden.«

So unansehnlich die Ueberreste sind, die uns von Zenoburg erhalten geblieben, so besitzen sie doch eine hochzuschätzende Merkwürdigkeit: das romanische Portal an der Capelle, das mit den Portalen des Rittersaals und der Capelle in Tirol zu den ältesten deutschen Kunstdenkmalen zählt, die wir besitzen. Die Quadern der äusseren Portalwandung sind nämlich mit figürlichen Reliefs geschmückt, die auf die frühesten Versuche in der Steinplastik verweisen und dem elften Jahrhundert zugeschrieben werden. Diese fabelhaften Thiergestalten haben schon zu vielen sinnigen und unsinnigen Deutungen Anlass gegeben, deren keine aber befriedigen kann. Am besten fährt, wer sich gar nichts bei ihrem Anblicke denkt und sie lediglich als rein ornamentale Randverzierung nimmt, wie sie der symbolischen Plastik des Mittelalters vorangegangen. Dass seinerzeit auch den Zeitgenossen vor solchen bestialischen Thier-Ornamenten nicht immer viel eingefallen ist und diese nicht immer zur kirchlichen Bildersprache zu zählen waren, beweist deutlich eine Klage des hl. Bernhard von Clairvaux, welche Beda Weber anführt. »Was sollen das« — so ruft der Heilige aus — »die wilden Bären, was die unsauberen Affen, was die ungeheuerlichen Centauren, was die Halbmenschen, was die gefleckten Tigerinnen. Dort sieht man an einem Vierfüssler den Schweif eines Drachen, hier an einem Fische das Haupt des Vierfüsslers. Da zeigt ein wildes Thier von vorne ein Pferd und zieht eine halbe Ziege hinter sich her, dort ist ein gehörntes Vieh von hinten ein Pferd.« Bernhard von Clairvaux war eben in der Kunstgeschichte noch sehr zurück.

Eine freundliche Verwendung hat die Zenoburg in den Tagen Friedrich Lentner's, als der Curort Meran im Erblühen war, erfahren durch Winzerfeste, die im Schatten ihrer altersgrauen Mauern, die fremden Gäste zu ehren, veranstaltet wurden. Es geht viel Rühmens von diesen Festen bei Allen, die sie miterlebt. »Wenn man in dem bunten Gewühl alle Abarten deutscher Zunge vernahm, wenn man in allen Mundarten dasselbe fröhliche Thema verstand, dass es nicht leicht auf deutschem Boden eine Stelle gebe, wo solche Stunden sich herrlicher geniessen liessen, da mochte man gern denken: hieher flüchtete sich die Lebensfreudigkeit des deutschen Volkes, hier hält sie ihre Traubenlese und jubelt keck hinein in die nahen welschen Marken: »Wie fein ist's hier auf meinen letzten Hufen und bei meinen letzten Söhnen!« Es bedarf aber der Festesfreude nicht, um auf Zenoburg gesegnete Stunden zu verleben. Man braucht sich nur neben einer der gebrochenen Mauern in den Rasen zu legen und thalaufwärts oder abwärts zu schauen, auf die schneeigen Passeirer Berge oder auf Etschlands Fluren, träumend oder wachend, und sie kommen von selber.





Vinstgauer Thor.

Wessobrunn.

Vom Vinstgauer Thore der Stadt Meran leitet ein Weg nach dem Oertlein Gratsch. Zur wahren Freude aller Gerechten ist er der mittlere von dreien, welche vor dem alten Thorbogen fächerförmig auseinandergehen, und kann als eine, wenn auch nicht goldene, so doch sichere Mittelstrasse Jedermann empfohlen werden. Im Anfang etwas steinig, macht er doch für seine Reize bald sehr empfänglich; namentlich wenn ersteres Ungemach durch dicke Sohlen an den Füssen nicht unwesentlich gemildert ist. Er führt auch an dem neuen Militär-Curhause vorbei, einer ehemals auf den Namen der schönen Helena getauften Villa. Die Umwandlung zu einem Sanatorium für heilbedürftige Officiere unserer Armee vollzog sich vor einigen Jahren in einer für das Gebäude sehr vortheilhaften Weise. Die Bürgerschaft Meran's, zu opferwilligen Thaten jederzeit bereit, gab das Geld dazu her; die Gesellschaft vom Weissen Kreuze in Wien besorgte eine solenne Eröffnungsfeier sammt den unerlässlichen Notabilitäten und verzeichnet nun die Stiftung als das dritte der von ihr errichteten Militär-Curhäuser. Einige Minuten weiter gelangen wir zu einer

anderen Merkwürdigkeit Meran's, nicht im Sommer, aber im Winter, dem Eislaufplatze. Zwar sollte der Curgast nach einer landläufig irrthümlichen Anschauung Eis in Meran höchstens beim Zuckerbäcker zu Gesichte bekommen, thatsächlich kann er es aber im Winter auch an anderen Orten mit unbewaffnetem Auge wahrnehmen, so auch auf dem Eislaufplatze. Das Räthsel klärt sich dadurch auf, dass in den eigentlichen Wintermonaten December und Januar in Meran meist nur die Tage, das heisst die Sonnenstunden warm sind, die Nächte aber kalt, ein Temperaturwechsel, den sich die Eissportfreunde zunutze machen. Das Wasser, das des Nachts über die erweichte Decke in die Wiese eingelassen wird, ist des Morgens immer wieder gefroren, und so besitzt Meran einen Eislaufplatz, wie ihn in schönerer Umgebung kaum eine zweite Stadt aufzuweisen haben dürfte, und gewährt das seltene Vergnügen, in den schönsten Bogen über die glatte Fläche hinzugleiten, während die Sonne mit südlicher Liebenswürdigkeit die Quecksilbersäule im Thermometer bis zu 17 und 18 Grad Wärme emporschmeichelt. An diesem Eislaufplatze vorbei, der sich aber bis in den December hinein nur als grüne Wiese bemerkbar macht, geht es also weiter gegen Gratsch. Der Weg ist umsäumt von Weiden und Erlen, Nuss- und Kastanienbäumen, bis er bei einigen freistehenden Gehöften, welche schon das Dörflein Gratsch bedeuten, in Weingartenland übergeht, das die Hänge des Kiechelberges und den Schuttkegel des Schlossbaches hinanzieht. Wir überqueren das zwischen hohen Steinmauern eingeengte Bachbett und wenden uns bergeinwärts, bis wir den schmucken Giebel eines stattlichen Hauses und bald auch eine freundliche Terrasse über die Weinlauben herüber grüssen sehen und alsbald vor einer säuberlichen steinernen Gartenumfassungsmauer stehen, mit zwei Marmorplatten an dem Eckpfeiler und den Inschriften: »Wessobrunn« und »König Laurin's Rosengarten«. Den ahnungslosen Fremdling, den sein Wandertrieb bis hieher geleitet, werden diese beiden Namen, besonders wenn ihn seine literargeschichtlichen Erinnerungen nicht ganz im Stiche lassen, ebenso poetisch wie räthselhaft anmuthen, und er wird verwundert zunächst in den Rosengarten hinabblicken, der eigentlich ein Weingarten zu sein scheint, und dann nach dem Hause hin, das allein mit der Bezeichnung Wessobrunn gemeint sein kann, die er bisher ausschliesslich mit dem berühmten Kloster in Baiern, aus dem das »Wessobrunner Gebet« ehrwürdigen Andenkens her-



Gratsch.

vorgegangen, in Verbindung zu bringen gewohnt war. Welche Bewandtniss hat es mit dem Rosengarten, in Weinlaub verborgen, und welcher Schwärmer aus fernen deutschen Landen hat wohl diese Stätte auf den Namen des Klosters Wessobrunn getauft? Mit diesen beiden Fragen auf den Lippen treten wir durch den grossen Thorbogen auf den freundlichen Platz des gastlichen Hauses.

Es kann nun nicht länger verheimlicht werden, dass dieses Wessobrunn bei Meran im Etschlande seines Zeichens ein Wirthshaus ist, ein Wirthshaus, nahrhaft und nicht ohne Selbstbewusstsein, von einladenden Formen und

gegründet zum auferbaulichen Gedächtniss deutscher Gechichte, Dichtung und Sage und zur Stärkung an gutem Etschländer Wein. Die Mehrzahl der Besucher gibt sich allerdings mit Vorliebe der letzteren hin. Die Taufe an dem Hause hat nun kein Schwärmer aus fernen Landen, sondern Herr Rohregger, der Besitzer von »Wessobrunn« und Wirth allda, vollzogen, und dieser Name wurde ihm nahegelegt durch den Umstand, dass der Hof nebst mehreren anderen Gütern in der nächsten Umgegend einst der Benedictiner-Abtei Wessobrunn in Baiern zu eigen war. Die bairischen Stifter und Klöster hielten es nämlich seit den ältesten Zeiten der Germanisirung des Landes bis in unser Jahrhundert herein als eine löbliche Gepflogenheit, schön gelegene Ansitze und Weingründe im gesegneten Südtirol zu besitzen, aus welchen sie ihren Conventwein bezogen, während die Häuser neben Bewirthschaftungszwecken auch die humane Bestimmung hatten, Prälaten und Stiftsherren zum Genusse der Herbstfreuden ausreichende und bequeme Unterkunft zu bieten. Häuser und Güter, die das Kloster Wessobrunn in Gratsch besass, sind nun seit vielen Jahren in den Besitz von Bauern übergegangen, einen dieser Höfe hat der schon erwähnte Herr Rohregger erworben, und eben dieser Hof ist das heutige »Wessobrunn«.

Ein tieferer Sinn und ausgeprägterer historischer, poetischer und sagenhafter Gehalt ist in »König Laurin's Rosengarten« zu suchen, unter dem nach glaubwürdigen Ueberlieferungen und triftigen Beweisführungen eben dieses Weingelände hinter dem Hause Wessobrunn zu Füssen der Burgen Tirol und Durnstein zu verstehen ist. Wohl wachsen daselbst seit Menschengedenken keine Rosen, sondern rother Wein, aber die Gelehrten und der grosse Volksmund nennen ihn so, und die müssen es wissen. Des unbekannten Dichters Worte aber bleiben in Kraft und Geltung, der von diesem Garten singt: dass wer ihn nur gesehen, bei seinem Anblicke all' sein Trauern lassen muss vor Wonne an dem süssen Duft der Rosen:

»In mohte niht belangen
swer in solte sehen an;
der muoste al sîn trûren lân.
vie wünne an deme garten lac:
di rosen gâben süezen smâc
unde dar zuo liehten schîn —«



Wessobrunn.

Man braucht nun statt der Rosen nur Reben oder Wein zu setzen, und die Wirkung bleibt dieselbe, denn reich an Schönheit ist dieser Garten auch heute noch, wohlig an die schützende Bergwand hingelehnt, von der die Burgen in das von Duft und Glanz erfüllte Thal hinausschauen.

König Laurin ist also nur zu loben, der hier seinen Rosenflor in Prangen hielt. Laurin war ein mächtiger König der Zwerge, die Welt hat noch keinen grösseren gesehen. Wann er gelebt, das wissen nicht einmal die Gelehrten; jedenfalls ist es schon lange her, denn sein Name — damals noch Luaran geschrieben — ist uns in einer Salzburger Urkunde aus den Jahren 1041 bis 1050 erhalten, und zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts schon entstand, aller Wahrscheinlichkeit nach, das Gedicht von unserem Zwergkönige Laurin, das dem in elf Handschriften aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert erhaltenen und von Professor Müllenhof aus vielfacher Verderbniss erlösten Texte (Deutsches Heldenbuch, I.) zu Grunde lag. Wo sich König Laurin's Rosengarten befand, wurde schon gesagt; sein Hofhalt aber wird von Professor Zingerle nicht ohne Berechtigung in den nahen Nonsberg verlegt, allwo sich sein Name in dem auf dieser wunderherrlichen Hochebene gelegenen Dorfe Laurein erhalten hat. Von dort aus scheint König Laurin auf unterirdischen Pfaden, so oft Musse und Wunsch sich einstellten, seinen Rosengarten bei Meran besucht zu haben, den er liebte und hegte als seine eigenste Schöpfung. Eines Tages

aber fand er ihn zu seiner grössten Ueberraschung mit Schwerteswucht zusammengehauen, und es ist begreiflich, dass er in seinem Zorn und Schmerz im Anblick der Frevler diesen die Worte entgegenrief: »Wer hat Euch Esel hergebeten, dass Ihr mir habt niedergetreten meine lieben Rosen roth.« Die also begrüssten Helden aber waren kein Geringerer, als Dietrich von Bern mit drei Rittern, unter welchen sich auch Dietleib von Steier befand, der hiehergeeilt war seine schöne Schwester Similde, auch Künhilt genannt, aus der Macht des Zwerges zu befreien, der sie ihm geraubt und in seinen Berg entführt. Es kommt zu einem heissen Schlagen zwischen den Rittern und dem »Getwerglein«, bei dem das letztere trotz seiner Kleinheit — es war kaum drei Spannen hoch — sehr nahe daran war, Sieger zu bleiben, selbst gegen Herrn Dietrich von Bern, bis es diesem endlich gelang, des Zwerges kostbares Zaubergürtlein zu sprengen, worauf es ihm ein Leichtes war, den Kleinen zu überwinden. Ein leidlicher Friede wird nun geschlossen und König Laurin ladet die vier Helden in seinen Berg. Dort folgt ein erhebliches Gastmahl, dessen angenehmer Verlauf jedoch in dem Zwerge schwarze Rachegedanken erwachen lässt. Held Dietrich und seine Genossen werden des süssen Weines zu voll, und diese Gelegenheit benützt Laurin dazu, seine geliebten Gäste binden und in strenge Haft bringen zu lassen. Dietrich gelingt es aber, zuerst sich und dann die Seinen zu befreien; durch Ringlein, die ihnen Similde an die Finger steckt, verbreiten sie genügend Licht, um sich in der Finsterniss, die in dem Berge herrscht, zurechtzufinden; und nun erwarten sie muthvoll den Kampf mit Laurin's dreitausend Zwergen, die gegen sie herangerückt kommen. In blutigem Kampfe wird das Zwergenheer überwunden und Laurin gefangen genommen. Weinend verlässt Similde — weinend trotz des von ihr geübten Verrathes — König Laurin und folgt dem Bruder; der Zwerg aber reist mit Dietrich nach Bern und wird dort am Hofe, nachdem er sich taufen lassen, in gutem Ansehen gehalten. Dieses Alles, nur um Vieles schöner, wird in den alten Reimen des tirolischen Spielmannes erzählt.

Müllenhof hat den Vorzügen der Dichtung beredtes Lob gespendet: »Die Darstellung ist durchweg lebendig, das Wohlgefallen des Dichters an seinem Gegenstande, sein Antheil an den Personen der Handlung bleibt sich immer gleich. Rein und kindlich ist seine Freude an schönen, von Blumen, Gebüsch und Bäumen



Schloss Tirol.

bestandenen Plätzen mit ihrem Vogelsang und an den Herrlichkeiten des Zwergkönigs. Den lyrischen, sangmässigen Ton erzeugte allein die Munterkeit und lebhafte Empfindung des Dichters. Sein Werk, reiner Naivetät voll, ist unstreitig die anmuthigste Blüthe der freieren Spielmanns-Dichtung . . .« Schon Ludwig Steub hat darauf hingewiesen, dass die Fabel eigentlich nicht viel Sinn und noch weniger Moral habe — zwei Uebel, denen eine liebliche Umdichtung des »König Laurin« von Dr. Gottlieb Putz in Meran*) mit feinem Verständniss und schönem poetischen Können abgeholfen hat.

Aus dem Rosengarten kehren wir nun wieder zurück zu der frommen Stiftung Wessobrunn. Aus dem halbverfallenen Bauernhofe ist ein reinliches, stattliches Haus geschaffen worden, mit allem Nothwendigen und auch einigem Ueberflüssigen zur Erfüllung seiner edlen Bestimmung reichlich versehen. Im Erdgeschosse gibt es getäfelte Stuben, »altdeutsche« Tische, Schränke und Stühle sammt den unvermeidlichen Butzenscheiben, und allerlei Prunkgeräth hängt an den Wänden. Im ersten Stockwerke sind Gastzimmer mit vielem Geschmack in Stand gesetzt, Alles »stylvoll«, der schönste Platz im Hause bleibt aber doch immer die breite Terrasse an der Südfront

* »König Laurin und sein Rosengarten.« In neue Reime gebracht von Gottlieb Putz. Meran, S. Pötzelberger's Buchhandlung. (Aufgenommen in die kurz vor dem Tode Dr. Putz' erschienene Sammlung seiner Gedichte. Ebd.)

desselben, auf der es sich so herrlich sitzt und träumen und trinken lässt. Der Ausblick ist unzähliger Blicke werth: die Töll hinauf gegen Vinstgau, von der die schäumende Etsch herunterkommt, an Schloss Vorst vorbei; in nächster Nähe Algund, das freundliche Dorf und dahinter Partschins; die herrlich geformten Berge darüber mit ihren schneeigen Häuptern und gegen Süden, über den Vordergrund von Weinbergen hinweg, die ganze Pracht des Etschthales! Wie sonnt es sich so behaglich und warm auf dieser Terrasse an winterlichen Nachmittagen, wie lässt es uns freundlich, ja liebevoll des Königs der Zwerge gedenken und der guten Mönche, die uns hier vorgelebt und vorgetrunken. Was sie wohl gäben um noch einen solchen Nachmittag im tirolischen Wessobrunn!



Durnstein.


Schloss Vorst.

Vorst. Josefsberg. Marling.

Wieder gehen, fahren oder reiten wir zum Vinstgauer Thore hinaus, doch geht es diesmal nicht auf dem Mittelweg weiter, der nach Gratsch und Wessobrunn führt, sondern diesem zur Linken, auf der Heerstrasse, die auf die Töll und dann in's Vinstgau zieht, und auf der noch alle Fuhrmanns-Freuden und -Leiden und die ganze wirkliche und erlogene Poesie des voreisenbahnzeitlichen Reisens zu erleben sind. Nach guter alter Sitte steht hart an der Strasse alle Viertel- oder halbe Stunde ein geräumiges Wirthshaus, welches um Vieles besser als ein trockener Meilenstein anzeigt, wie viel man schon erreicht, wie viel man noch vor sich hat. Diese Strasse ist im Winter sehr angenehm und unterhaltend zu wandern, im Sommer aber etwas heiss und staubig, und den Fussgehern desshalb entschieden ein schmaler, häufig von Weiden und Erlen beschatteter Wiesensteig anzuempfehlen, der übrigens auch sonst nicht zu verachten ist. Dieser Steig nimmt seinen Ausgang in der Nähe des Bahnhofes und mündet nahe bei der Vorster Brücke in die Fahrstrasse. Bald rechts, bald links von ihm murmelt ein flinkes Bächlein daher, in einem jener Bewässerungsgräben (Waal), wie sie den ganzen Thalgrund die Kreuz und die Quer durchziehen. Und aus dem herrlichen

Garten, in dem wir dahinschreiten, blickt es sich über die Wipfel der fruchtgesegneten Bäume hinweg prächtig empor zum Stammschloss Tirol und den vielen anderen Burgen, die aus dieser Höhe herunter grüssen, und zurück auf die leuchtenden Häuser der Stadt und in die Weite gegen Süden, wo über den Auen der Etsch kühn die Mendel ihr Haupt erhebt: es ist immer dasselbe Bild, das uns entzückt und doch nie dasselbe, und darum unendlich der Reiz, es zu betrachten.

Die Bedeutung von Vorst für die Meraner liegt, abgesehen von dem schönen Wege dahin, in einem alten Schlosse und einem jungen Brauhause, die nicht weit von einander gelegen sind. Zum Schlosse gelangt man zuerst, sobald die Brücke über die wildschäumende Etsch überschritten ist, die von der Töll unbändig und ungebändigt herniederbraust. Sie hat von dem Vorterrain des mit Reben bepflanzten Kegels, auf dem das Schloss erbaut, noch in den letzten Jahren ein gutes Stück weggerissen. Schloss Vorst nimmt sich heute sehr stattlich aus, da es neuerdings durch seinen vorletzten Besitzer, den Verweser der kaiserlichen Schatzkammer in Wien, Hofrath Quirin v. Leitner, aus theilweisem Verfalle verständig und liebevoll wieder hergestellt wurde. Der gegenwärtige Eigenthümer, Herr Schrott in Innsbruck, hat die Restaurirung vollendet und die Räume mit stattlichem Hausrath und mancherlei Kunstschätzen ausgestattet. Auf bequemem Fahrweg gelangen wir in den schönen Schlosshof und auf guten Treppen in die wohnlichen, getäfelten Stuben, von deren Fenstern wie von den beiden freischwebenden Söllern sich eine entzückende Fernsicht thalauf und ab eröffnet. Die erheblichste Merkwürdigkeit aus alten Zeiten, welche das Schloss im Innern aufzuweisen hat, ist ein blutrünstiges Merkzeichen in einem der Zimmer, das in Gestalt zweier Kreuze in die Decke geschnitten ist und andeuten soll, dass hier ein Ritter von Vorst seinen Bruder erstochen, dessen Blut hiebei bis zu jener Stelle spritzte. Diese Flecken wurden auch bei der letzten Restaurirung des Schlosses dem Andenken der Nachwelt sorglich bewahrt. Aus der Geschichte des Hauses ist nichts weiter zu berichten, als dass es seit 1290 im Besitze der Ritter gleichen Namens erscheint, im Laufe der Jahrhunderte einigemale die Herren gewechselt, 1423 nebst anderen Burgen der Starkenberge von den Kriegsleuten Herzog Friedrich's berannt und eingenommen wurde, später an die Herren von Brandis kam und bis

in die letzte Zeit bei diesem seither gräflich gewordenen Geschlechte verblieben war. Welchem dieser Herren die hier gesessen es zuzuschreiben ist, dass einmal im Jahr auf Schloss Vorst die Nachtruhe unverbrüchlich gestört wird, wissen wir nicht; Thatsache aber ist, dass es an jedem Charfreitag im Schlosse »umgeht«. Vor vielen vielen Jahren hatte nämlich ein Ritter auf Vorst den frevlen Einfall, an einem Charfreitag-Abend Gäste zu sich zu laden, Männlein und Weiblein, die sich schliesslich so weit vergassen, ein Tänzchen zu wagen, bei dem es toll und voll genug hergegangen sein muss, denn ein Kapuziner, der eben des Wegs vorbei geschritten kam, hörte den Lärmen aus den Gemächern im Schlosse auf die Strasse herab und Entsetzen und Entrüstung erfasste ihn. Er nahm seinen ganzen Muth und seine Kutte zusammen und schritt den Bühel hinan und mitten unter den tollen Schwarm hinein, und liess mit mächtiger Stimme mahnenden Zuruf erschallen ob des sichtbaren Greuels. Einen Augenblick ward es stille im Saal, dann aber ging der Hexensabbath unter lautem Gelächter von neuem los. Der ungebetene Prediger fühlte sich ergriffen und mit in den wilden Reigen gerissen, die Sinne schwanden ihm und er kam erst wieder zu sich, als er eine plötzliche Veränderung des Schauplatzes wahrnahm und die Treppe hinabkollerte. Der Ritter und seine Kumpane hatten ihn nämlich schnöde hinausgeworfen. Im Hofe sammelte er seine Kräfte und ein Fluch kam über seine bebenden Lippen, der bald an dem gotteslästerlichen Hause in Erfüllung gehen sollte. Alle, die an dem Feste in jener Nacht theilgenommen, starben noch im selben Jahre ohne Ruhe zu finden, und alljährlich am Charfreitag vernimmt man um Mitternacht vom Schlosse her schrillen Geigenklang und Jammern und Stöhnen und dumpfes Gepolter: es ist der Ritter von Vorst mit seinen Freunden und Frauen, die einen Höllen-Walzer zu tanzen haben. Es soll heute noch Leute geben, die am Charfreitag-Abend nicht ohne Gruseln am Schlosse vorüberkommen. Hart neben dem Schlosse befindet sich der Schlosswirth und einige Minuten weiter aufwärts, von mächtigen Pappeln beschattet, das stattliche Gebäude der Brauerei, die, dem Meraner Oberschützenmeister und Hotelbesitzer Fuchs zugehörig, ein gutes dunkelbraunes Bier bereitet. Diese Brauerei ist ein beliebter Ausflugsort der Meraner und in dem geräumigen Garten derselben würde es sich noch um vieles behaglicher verweilen lassen, wenn der schöne Blick auf Meran, der sich vordem



Schloss Vorst.

von hier aus bot, nicht durch einen allen Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Schweinestall verbaut worden wäre.

Etwa eine halbe Stunde hoch über Vorst, an der nördlichen Seite des Marlingerberges, unterbricht helles Gemäuer das Dickicht des Waldes: dies ist Josefsberg, als Einsiedelei gegründet, dann zum Kloster umgewandelt, in unseren Tagen im Sommer ein Hochsitz naturfroher Menschen. Andreas Ploner von Castelrutt war der glückliche Finder dieses gesegneten Plätzchens; er hatte, aus welchem Grunde ist uns nicht erhalten geblieben, die Freuden und Leiden dieser Welt abgethan und war im Jahre 1668 in diese Einöde gekommen, um hier als frommer Waldbruder seinem Gott zu dienen und zu dessen höherer Ehre nur Wurzeln und Kräuter zu essen und Quellwasser dazu zu trinken. Er hatte hier eine Höhle und ein Brünnlein gefunden, die seinen Absichten zunächst völlig entsprachen, später mit gnädiger Erlaubniss des Gerichtsherrn auf Vorst, des Grafen Franz Adam von Brandis, eine hölzerne Zelle hinzugebaut, neben der sich dann 1674 zur Freude des frommen Mannes eine Capelle niederliess. Wann der gute Einsiedel seine gottgefälligen Tage beschlossen, darüber schweigt das Manuscript im Archiv der P. P. Kapuziner zu Meran, dem diese Daten entnommen sind; die Vergrösserung seiner frommen Anstalt scheint er aber nicht mehr erlebt zu haben. Im Jahre 1695 kamen Eremiten des hl. Hieronymus in diese schöne Waldeinsamkeit und diese Nachkommen des sel. Ploner erbauten sich allda ein Kloster und gaben ihm den Namen St. Josefsberg. Die Dunkelheit und Stille des Waldes, der blaue Himmel, der sich auf die Fichtenwipfel niederliess, der vieltönige

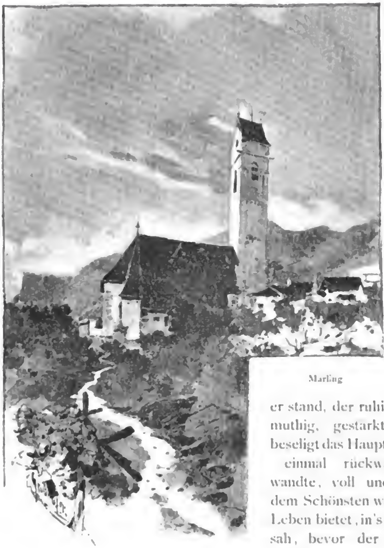


Josefsberg.

Gesang der Vögel zog den Lebensmüden auf den heiligen Berg hin, um einen heilenden Balsam für seine Seele zu finden.« Dies hinderte aber Kaiser Josef II. nicht, neunzig Jahre später das Kloster auf dem Josefsberg wie so viele hundert andere Klöster in seinen Landen aufzulösen und die lebensmüden Eremiten den Berg wieder hinabzuschicken in die böse Welt, in der damals die bedenkliche Meinung immer mehr um sich griff, dass nicht Lebensmüdigkeit, sondern Lebensfaulheit es sei, welche Stätten beschaulichen Wandels wie den Josefsberg zumeist beschicke. Das Klostergebäude aber, das in seiner jetzigen Gestalt aus den Jahren 1750—52 stammt, wurde verkauft. Wann unter den Meranern der Gebrauch aufgekommen, Josefsberg als Sommerfrische zu benützen, wissen wir nicht, vermuthlich aber frühzeitig in diesem Jahrhundert, denn die treffliche Eignung des Platzes dazu war nicht leicht zu verbergen. auch ist anzunehmen, dass die Meraner so gut wie alle Südtiroler, den Drang, im Sommer wenn auch nur auf einige Wochen auf irgend einen noch so kleinen Berg zu ziehen, schon von Alters her empfunden haben und nur durch den wirthschaftlichen Niedergang ihres Gemeinwesens abgehalten wurden, so blühende und stattliche Sommer-Niederlassungen auf nahegelegenen Höhen zu gründen, wie es die Bozener auf dem Ritten gethan. Heute besässen sie zwar wieder Geld genug, um solches zu unternehmen, aber mittlerweile ist das Reisen in Schwung gekommen, und auch sie sehen sich jetzt während der Ferienmonate des Jahres die Welt, so über alle Beschreibung schön sie auch in ihrer nächsten Nähe

ist, lieber von einer anderen Seite an. So ist auch Josefsberg in seiner Einschicht erhalten geblieben, was noch Jedem wohlgethan, der seine Schritte dahin gelenkt.

Der Weg, der von Vorst nach Josefsberg in Windungen hinanführt, die reizende Ausblicke gewähren, mündet auf eine kleine Hochebene, die an der Westseite des Hauses dem Berge abgewonnen ist, beschattet von dichtbelaubten Bäumen und besetzt mit Tischen und Bänken, welche der Terrasse ein gastliches Ansehen geben. Das Gebäude selbst ist unansehnlich und bescheiden und entbehrt jedes architektonischen Schmuckes. In den zwei Stockwerken, die es besitzt, zählt man 26 Zimmer oder besser Zellen und einen grossen Speisesaal, das frühere Refectorium, der allerdings deutliche Spuren baulichen Verfalls zeigt. In den letzten Jahren wurde Josefsberg ausschliesslich von einigen Meraner Familien bewohnt, vordem aber war es durch längere Zeit als Pension eingerichtet und dadurch auch dem nicht mit einer Gattin oder Köchin behafteten Einzelmenschen zu längerem Verweilen zugänglich. Aus jenen Tagen datirt auch der Ruhm Josefsbergs, dessen idyllische Schönheit und günstige Lage viele Curgäste Meran's, die auch den Sommer über in dessen Nähe bleiben wollten, mit grosser Macht anzog. Nach Beobachtungen Dr. Lohse's zeigt das Thermometer in Josefsberg, wohin vom 3. November bis 2. Februar kein Sonnenstrahl dringt, vom Mai bis Mitte September nie über + 23° und nie unter + 11°, weshalb es sich als vorzüglicher Sommeraufenthalt für Brustleidende empfiehlt. So war denn Josefsberg seiner ursprünglichen Bestimmung, Weltflüchtigen zum Aufenthalt zu dienen, im höheren Sinne wiedergegeben. Heilenden Balsam und neue Lebenskraft hat es Vielen in's Herz gesenkt, die leidensmüde heraufgezogen waren, vielleicht auch lebensmüde. Es hat Hoffnungen angefacht, freilich auch Enttäuschungen bereitet, die aber doch eine Zukunft bedeuteten für solche, denen die Gegenwart schon abgestorben war. Vor mir liegt ein dünnes kleines Heft, auf dem mit zierlicher und doch fester Schrift Josefsberg geschrieben steht, das eine solche mit allem Jubel des Herzens erträumte Zukunft enthält, die niemals Wirklichkeit geworden, und darum auch nichts von ihrem Zauberglanze eingebüsst. Es sind Töne einer edlen reinen Leidenschaft, die sich selbst besiegte und dadurch die Schuld in Gnade wandelte; Lieder eines Erdenpilgers, dem ein Widerschein der Jugend auf den Rand des Grabes fiel, vor dem



Marling

er stand, der ruhig und muthig, gestarkt und beseligt das Haupt noch einmal rückwärts wandte, voll und fest dem Schönsten was das Leben bietet, in's Auge sah, bevor der letzte Schritt gethan. Für jedes Ruheplätzchen auf dem Josefsberg, sei es lauschig im duftigen Tannwald verborgen, hinausgerückt an den Rand des Berges, von wo der Blick mit wonniger Freude an dem prächtigen Bilde haftet, das hier Meran in seinen leuchtendsten Farben malt, liesse sich in diesen Blättern ein schönes Denkmal der Erinnerung finden, das vielen Lesern dieses Buches gewiss doppelt werth wäre durch die Persönlichkeit, von der es ausgegangen. Leider ist es bindende Verpflichtung, das Heft verschlossen zu halten und auch den Namen desjenigen nicht zu nennen, der es geschrieben und der einen guten Klang besitzt unter den Schätzern geistiger Arbeit.

Wenn wir von Josefsberg abwärts steigen, so gerathen wir an eine Stelle, wo sich der Weg mit einem Wassergraben und einem schmalen Pfade kreuzt, der ihm entlang zieht. Es ist dies die Wasserleitung, die von der Töll rund um den Marlingerberg nach Lebenberg führt, und die ein behagliches Wandern gestattet, zunächst über die Marlinger Nörder an dem niedlichen Kirchlein St. Felix vorüber, bald im Schatten üppig umwucherter Haine von Edelkastanien und Nussbäumen, zur Rechten die Berglehne, zur Linken die abfallenden Terrassen der Weingärten, mit steter Ausschau auf das herrliche Thal, durch das die Etsch nach Süden drängt. Weiter unten, aber ebenfalls noch am Berghang hin, leitet die Strasse von Vorst nach Marling und Lana, auf der man sich zu Wagen ungefähr dieselben Genüsse holen kann, wie zu Fuss auf der Wasserleitung, vermehrt durch den Umstand, dass wir auf ihr an den Kirchen von Marling und Tscherms und einer Menge zum Theil durch malerische Verlotterung interessanter Bauernhöfe und ehemaliger Ansitze vorbeikommen, die wir auf dem anderen Wege nur von oben besehen können. Die Gründung der Pfarre Marling ist nach Staffler »unerforschlich«, wir haben es darum auch gar nicht versucht, diesem fabelhaften Ereigniss auf die Spur zu kommen. Die Kirche ist klein, der Thurm aber gross und von ehrwürdigem, verwittertem Ansehen. Er war wohl einst für ein Spitzdach angelegt, muss sich aber seit Menschengedenken mit einer Stutzhaube begnügen, die ihm entschieden originell zu Gesichte steht. Von dem kleinen, den Sterbebedürfnissen der Marlinger aber offenbar vollauf genügenden Kirchhof ergibt sich ausser einem hübschen Ausblick auf das Etschthal und Meran nur noch die Besichtigung einiger in die Kirchenwand eingefügter Grabsteine der Grafen Fuchs von Fuchsberg, soweit sie auf Lebenberg ihr Leben geendet. Hinter der Kirche zieht die Strasse unter einem Hause hindurch, das breitspurig darüber gebaut ist, und weiter an dem alten Edelsitz Schickenburg vorbei in die Gegend von Tscherms, in dessen Nähe wir auch die Trümmer der Feste Stein unter Lebenberg suchen dürfen, mit der einst die Gerichtsherrlichkeit über Marling und Lana verbunden war. Von diesem Stein wird bald kein Steinchen mehr vorhanden sein, so schlimm hat ihm das 19. Jahrhundert mitgespielt, in das es noch ziemlich aufrecht eingetreten war. Die Daten, die über seine Geschichte vorhanden, sind wie die über so viele andere Burgen auch dürftig und trocken; zu

einigem Wohlgefallen liesse sich höchstens die Notiz heranziehen, dass Erzherzog Ferdinand die Feste Stein im Jahre 1586 dem Christian Jacob Lidl verlieh, »seinem Rathe, Oberhauptmann zu Ambras und obersten Feld- und Hauszeugmeister der o. und v. ö. Lande«, sowie gleichzeitig der Gemahlin desselben, Martina Saurmannin zu Gölsch, einen Gnadengehalt von 4000 fl. als Belohnung der mühesamen und treuen Dienste, welche sie seinen Gemahlinnen, der Philippine Welser und der Herzogin Anna Katharina »in der Hauswirthschaft und bei der Hofhaltung zu Tag und Nacht geleistet«.

Dem Nikolaus-Kirchlein in Tscherms ist auch nicht mehr nachzusagen wie all den Bauernhöfen und erhaltenen oder verkommenen Edelsitzen in der Runde: dass es sehr hübsch in die Landschaft passt, die an Mannigfaltigkeit an diesem hügeligen Vorterrain des Marlinger Berges und an Freundlichkeit des Charakters ihres Gleichen sucht. Bei Tscherms ist ein Aufblick gegen Lebenberg, das hoch oben am Berge thront, zu empfehlen, wie überhaupt nicht genug angerathen werden kann, bei jedem Schritt auf dieser schönheitgeweihten Erde Augen und Herzen weit, weit offen zu halten. Von Tscherms ist es nur eine kurze Weile nach dem dreitheiligen Lana, von wo sich der Eingang in's Ultenthal aufthut; von Marling und Tscherms aber führen Thalwege nach Meran zurück, das heute wie von rothem Licht übergossen im Abendsonnenschein erglänzt.



St. Felix.



Am Weg nach Lebenberg.

Schloss Lebenberg.

Unter den zahlreichen Burgen auf den Rebenhügeln und Höhen um Meran findet sich auch eine des Namens Lebenberg, eigentlich Löwenberg. Sie wird an Stattlichkeit kaum von einer ihrer Genossinnen übertroffen, von vielen aber an Berühmtheit aus alten Zeiten. Zwar reichen auch ihre Tage weit zurück auf ritterliche Begründer ihres Daseins, und ansehnlichen Geschlechtern, den Herren von Löwenberg und den Herren, später Grafen Fuchs von Fuchsberg hat sie zu eigen gehört, aber ihre Schicksale sind einfache gewesen und frei von aller historischen Merkwürdigkeit. Die Löwenberger, von welchen die Burg ihren Namen hat, besassen sie bis in's fünfzehnte Jahrhundert. Zu Anfang des letzteren finden wir noch einen Leonhard v. Löwenberg in der Würde eines Hauptmannes an der Etsch; einige zwanzig Jahre später aber wurde der Letzte dieses Namens und Stammes begraben, und Schloss Lebenberg ging an Wolfhart Fuchs von Fuchsberg über, der des Petermann v. Löwenberg Tochter Dorothea zur Ehefrau hatte. Die Füchse v. Fuchsberg hielten sich fest auf der Burg durch vierhundert Jahre. Seit 1828 ist auch ihr Ge-

schlecht erloschen. Es waren ehrenfeste Männer darunter; in bedeutungsvollen Aemtern des tirolischen und österreichischen Dienstes finden wir sie, aber ein einziger kleiner Raubzug gegen die ihnen so nahe gelegene treue Stadt Meran mit etwas Mord und Plünderung hätte ihnen ein lebendigeres Nachreden gesichert als ihre Verdienste. Noch bescheidener ward natürlich das Dasein der Burg nach dem Abgang des letzten Fuchs; still bauten des Baumanns Leute ihre Reben unter den Mauern des Schlosses und tranken behaglich den Leitenwein dazu, bis mit einemmale eine neue Morgenröthe über den Zinnen der Burg emporstieg und goldene Tage verhiess. Dann kam's heran, ein ganzer Heerzug: Jugend und Frohsinn hielten in Lenzespracht ihren Einzug und schmückten das alte Gemäuer mit Kränzen aus Weinlaub und Rosen; ein deutscher Dichter geleitete sie und lies ihr fröhliches roth-weisses Banner weithin leuchtend vom hohen Thurme wehen. Dies war in dem fünften Jahrzehnt unseres hochgebildeten Jahrhunderts, wovon bald des Näheren zu berichten sein wird.

Schloss Lebenberg befindet sich etwa anderthalb Wegstunden südwärts von Meran in ansehnlicher Höhe an den Marlinger Berg hingelehnt und ist gleich Schloss Tirol auf einer der riesigen Seiten-Moränen des alten, unseren Lesern bereits vertrauten Etschgletschers aufgebaut. Die üppige Vegetation, die sich auf diesen Moränen-Absätzen zu beiden Seiten des Etschthales bemerken lässt und uns heute so reizende landschaftliche Bilder spendet, wird eben der Feinheit dieses einstigen Gletscher-Schlammes zugeschrieben, dessen Structur sich an vielen Stellen, wo die Moränen von nach der Tiefe strebenden Bergwässern durchrissen sind, sehr gut beobachten lässt. Neben Schloss Tirol geht ein solcher Runst zu Thal, der sich langsam, aber stetig erweitert und in den leider auch schon ein Stück des Schlosses und fast die ganze Brunnenburg hinuntergefallen sind, ohne wieder heraufzukommen. Auf solchem Jahrtausende alten Gletschersteig steht also auch Lebenberg. Der Weg von Meran dahin ist einer der schönsten in dieser an schönen Wegen so überreichen Gegend.

Von der Wassermauer kommend, hat man den »Naggelten Steg« zu passiren; am anderen Ufer führt dann der Marlinger Steig, von kurzstockigen Weiden umsäumt, durch die Wiesen des Thales gegen den Eisenbahndamm hin, bis wir nach Ueberschreitung des-

selben und der Marlinger Etschbrücke an eine Wegtheilung gelangen und vor der Wahl stehen, entweder die steilen Weingärten vor uns hinanzuklettern oder zur Linken, einem kleinen Pfade folgend und einen Obstanger durchquerend, die Strasse und so die Höhe von Marling zu gewinnen. Wir wählen das Erstere und streben die Terrassen der Weinberge hinan, durch Laubengänge voll der süssen Rebenfrucht, landen aber bald an der uralten Marlinger Kirche mit ihrem verwitterten Thurm, dessen grosse Glocke weitum das schönste Geläute besitzen soll. Hinter Marling geht's in mässiger Steigung wieder bergan, die Richtung immer südwärts auf Lebenberg zu, und diese Wanderung zerfällt in ebenso viele Abschnitte, als Gräben von den Höhen des Marlinger Berges zum Thal herabführen. Es sind genussreiche Wander-Capitel. Unter Rebenlauben, an einzelnen Gehöften vorbei mit epheuumsponnenen Mauern und von Feigenbäumen überdacht, durch herrliche Bestände von Nuss- und Kastanienbäumen, üppig umwuchert von Strauchwerk aller Art, folgen wir sanftgeneigten Schluchten einwärts und auswärts, bis an einer scharfen Ecke die Linie des Hauptthales erreicht ist und das Auge wieder weit hinunter die ganze Länge des Etschthales bis zum Bozener Boden durchmisst. Drei- bis viermal wiederholt sich diese Zickzack-Wanderung, dann aber leitet die letzte Höhe zur Burg hinan, deren altes Gemäuer schon lange über die Wipfel der Bäume, die sie umrauschen, zu uns heruntergrüsste.

In drei Staffeln sind die Gebäude des Schlosses Lebenberg übereinander gelagert, ohne dass jedoch ihrer zumeist in wohlanständiger Tünche sich zeigenden Aussenseite etwas sonderlich Merkwürdiges abzuschauen wäre. Aus der ursprünglichen Anlage des Schlosses sind nur die Capelle und der mächtige Hauptthurm an der Westseite erhalten geblieben und einiges Mauerwerk, das, zum Theil in Schutt zerfallen, zu seinen Füssen wieder aufgeschichtet wurde und nun grünen Anwuchs, auch Gemüsebeete trägt. Die übrigen umfangreichen Baulichkeiten sind zumeist erst in den späteren Zeiten der Fuchs'schen Herrschaft hinzugekommen oder aus alten Theilen der ersten Anlage erneuert worden und zeigen in ihrer Unregelmässigkeit und Willkür recht deutlich das Gelegentliche ihrer Entstehung. Eine Unzahl von Treppen führt im Innern des Hauses, meist frei an die Höfe gebaut, zu den einzelnen Stockwerken empor, in die vielen Wohnräume, die alle noch gut erhalten

und zu Fremdenzimmern eingerichtet sind, dieweil Schloss Lebenberg auch als Wirthshaus oder, um es vornehmer zu sagen, als »Pension« zu gelten hat. Von einigen Gemächern der Thalseite ist die Aussicht über das herrliche Etschland hinauf nach Meran und den Burgen Tirol und Schenna bis zum Jaufen im Passeierthal und hinab bis Hoheneppan und die schneeige Kette der Trientiner Alpen voll und ganz zu geniessen. Von diesen Fenstern aus unterhielten die Grafen Fuchs mit ihren lieben Freunden und Anverwandten auf der viele Stunden entfernten Jaufenburg im Passeier eine seltsame Zwiesprach. Auch dieses Schloss gehörte nämlich dem edlen Geschlecht. Wurde nun auf Lebenberg oder Jaufen-



Tscherms-Lebenberg.

burg ein fröhlich Gelage abgehalten, so gab man von den Söllern des einen Schlosses dem anderen ein deutliches Zeichen, und dann trank man auch hier mit allem Eifer auf Flor und Aufnahme des gastfreien Hauses. Diese zarte Verständigung mit der mittlerweile in Trümmer gesunkenen Jaufenburg ist längst abgekommen, getrunken wurde aber auf Lebenberg auch in diesem Jahrhunderte noch mit gutem Eifer und bis zum heutigen Tage.

Die schönen Zeiten Lebenberg's, von denen wir oben schon eine verhüllte Andeutung gegeben, huben an mit der Einkehr des Münchener Dichters und Malers Friedrich Lentner und endeten mit seinem Ausgang. Es ist hier der Ort, um über diesen Mann etwas mehr zu sagen, als im geschichtlichen Ueberblick geschehen. Im Jahre 1843 war Lentner*), eine liebenswürdige frohgemuthe Künstlerseele und damals noch jung an Jahren, seiner Gesundheit zuliebe nach Meran gekommen, und bald fühlte er sich durch alle Wünsche des Lebens an dieses Land gefesselt. Wohl bewahrte er auch der bairischen Heimath noch treue Sohnesliebe und diente ihr mit seinem Dichten und Trachten; Tirol aber gehörte seine Leidenschaft, und das dünkte ihm selbst oft in den schwermüthigen Stunden verwunderlich. Als Lentner nach Meran kam, hatte er den Maler eigentlich abgethan und war Schriftsteller geworden. Allerlei Aufsätze und Geschichten aus seiner Feder erschienen innerhalb der nächsten Jahre in angesehenen deutschen Zeitschriften und wurden von Kennern viel gelobt und von einem feinsinnigen Publicum gerne gelesen. Eine gefällige, einfache und doch farbenreiche Darstellung zeichnet Lentner's Schilderungen aus dem „Lande der Wunder und der Räthsel“ aus, und ein köstlicher Humor belebt seine Erzählungen, die zumeist ebenfalls dem tirolischen und bairischen Boden entwuchsen. Viel hatte Lentnern, wie schon an anderer Stelle erwähnt, der damals eben erst entstehende Curort Meran zu danken. Eine fröhliche Vereinigung, die er gründete, die Gesellschaft vom „Stehwein“ war der Ausgang rühmenswerther Thaten zu Nutz und Frommen der Bürgerschaft von Meran und Aller, die da kamen aus weiter Ferne die Reize dieses Landes zu schauen und einen wirksamen Empfehlbrief an die Bundesbrüder bei sich trugen. Und die Stammburg dieses fröhlichen Treibens, das sich

*) Sein Leben hat Ludwig Steub beschrieben in der Einleitung zu Lentner's Plattebner.

auch Wappen und Banner und feste Ordnungen beigelegt hatte, der Hochsitz dieser auch ernste Male weisenden Jugendlust und Fröhlichkeit war Schloss Lebenberg. Dorthin richteten sich die festlichen Aufzüge, die Lentner mit den Genossen des »Stehweins« und den edlen Frauen und Jungfrauen Meran's zur Maien- und anderer Zeit alljährlich veranstaltete, und deren Andenken er uns mit Pinsel und Feder in der »Chronica von dem Geschlosse und der Vesten ze Lebenberg« farbig und fröhlich erhalten hat. Dorthin zog es ihn vor Allem, wenn er nach sommerlichem Scheiden von Meran Rückkehr hielt; dorthin flüchtete er, als er in trüben Tagen, ein Landesverwiesener, zum »Aechter von Lebenberg« ward, und dorthin eilte er, als es zu freien galt; sein Lieben und Leben war auf diesem Lebenberg, es fehlte nur noch das Sterben.

Die »Chronik von Lebenberg«*) erzählt von diesen Ereignissen. Sie hebt an mit der Erschaffung der Welt und berichtet, wie die Arche Noah auf dem Lebenberger Bühel gestrandet, erzählt von den Rittern von Lebenberg und den Grafen von Fuchs, und wie endlich Karl Kirchlechner, »ein fürsichtig und weiser Mann«, die Burg 1835 an sich gebracht und wohl gehalten hat, auch als ein gastfreier und freundlicher Wirth allen Denen, »so bei ihm fürgesprochen auf der Burg, jederzeit sein Gruss enpoten und sie mit ein Imbiss und Labtrunk nach Nothdurft geletzet«. Dann folgt die Ausmalung und Beschreibung der Aufzüge, Fahnenweihen, Schiessen, voll von witzigen Einfällen in Wort und Bild, mit namentlicher Nennung und auch in der Caricatur porträtgetreuen Ueberlieferung all' Jener, die mitgethan bei diesen Abenteuern. Als besonders denkwürdiges Geschehniss wird verzeichnet, als im September 1846 der edle Herzog Max von Baiern auf Lebenberg erschien und von den Gesellen vom »Stehwein« mit Fähnlein und Feldmusica empfangen wurde, worauf man dann manch' guten Trunk gethan und der Herzog selbst sein Glas erhob »auf das Wohlsein, Blühen und Gedeihen des edlen Stehweines zu Meran«. Und in das Chronica-Buch schrieb Herzog Max dann ein: »Ewig unvergesslich werden mir die frohen Stunden sein, die ich hier zuzubringen das Glück hatte.« An diesem Abschnitte angelangt, wird nun auch die Geschichte des »Stehweins« aufgerollt in humorvollen Blättern, dann

*) Sie ist in einer ausgezeichneten Nachbildung, durchgesehen von Franz Defregger und Professor J. Zingerle bei Frid. Plant in Meran erschienen.



Im »Buschen«

folgen wieder Feste und lustige Schilderungen von Gästen, die auf Lebenberg eingekehrt, bis ein »Fortsetzung folgt?« und ernste Zeilen die Chronica unterbrechen. Es ist des Chronisten Abschied von Lebenberg, geschrieben am Dreifaltigkeits-Sonntage, 30. Mai 1847, am Tage vor seiner Abreise von Tirol, ein schmerzvoller, bitterer Abschied. »Morgen überschreite ich die gastliche Schwelle dieses Hauses — um sie vielleicht lange Jahre, vielleicht nimmer wiederzusehen . . . Ich gehe von hinnen als ein Verbannter, ein Landesverwiesener. Jene Partei, die »alles Lebens Feind« ist und die hierzulande für heute die allein berechtigte und geltende, die allgewaltige ist, versäumte kein Mittel, um einen Mann zu entfernen, der es von je für seine Pflicht hielt, ihr offen entgegenzutreten, wo er sie findet, und ihre Gewaltthat und ihre Uebergriffe abzuwehren im Ernst und Scherz des Lebens, so gering seine Kräfte sind und so sehr er wusste, dass ihm kein Dank dafür werden würde. Meine letzten Tage im geliebten Etschland verlebte ich hier als Flüchtling . . . Noch einmal konnte ich mich im Ausblick aus den Fenstern meines stillen Stübchens der unvergesslichen Schönheit eines Landes freuen, das ich meine Heimath nannte und noch nenne, da ich nicht weiss, ob ich eine zweite

finde, die mir es so werden kann wie Tirol . . . Lebewohl, mein Leiden-, Lieben- und Lebenberg! Sei gesegnet vom First bis zum Grunde, Gottes Lohn Dir und Deinen Bewohnern für Alles, was ich Liebes und Gutes fand in Deinen Mauern . . .« So schied Lentner von Lebenberg und zog mit Franz Dingelstedt, »der ihm als Meraner Curgast in diesen Nöthen getreulich beigestanden«, über Finstermünz hinaus nach Baiern. Die Ursachen dieser Verbannung — ein erstesmal war sie im Jahre 1844 wegen eines Artikels über die Etschregulirung in der »Allgemeinen Zeitung« ausgesprochen, aber bald wieder zurückgenommen worden — die Ursachen dieser zweiten Verbannung sind nie ganz aufgeklärt worden. Nach Andeutungen, die der Biograph Lentner's, Ludwig Steub, hierüber macht, scheint sie dem damaligen Decan Santner in Meran zu danken gewesen zu sein, vielleicht aber hatte der Dichter auch einmal gesagt, »dass ihm die freisinnige Literatur vom sonstigen Deutschland mehr gefalle als die clericale von Tirol — eine Behauptung, die man auch damals schon wagen konnte, obgleich die schöne Erbauungszeitschrift ‚Der aufrichtige Tirolerknödel' noch nicht erschienen war.« Genug an dem, diesmal war es Ernst und es kostete den Freunden und Gönnern Lentner's viele Mühe, einen Widerruf des Verbannungsdecretes zu erwirken. Schon während der »Aechter« in seinem Versteck in Lebenberg sass und in seiner Musse die Wände der Zimmer und Hallen mit allerlei Malereien und Sprüchen versah, wirkten die guten Geister für ihn am Wiener Hofe, und schliesslich mit Erfolg. Die thatkräftigen Fürsprecher waren Erzherzog Johann, Herzog Max und der bairische Minister des Auswärtigen, Dr. Maurer. Am 29. des Weinmonats konnte Lentner freudigen Herzens wieder seinen Einzug nach Meran unternehmen. »Freund, es war eine grosse Freude, da ich sie wiedersah, all' die zehntausend schönen Dinge, die man mir gestohlen hatte, als vorerst in der Ferne die meinen Augen völlig eingewachsenen Bergcontouren, dann näher die einzelnen Bäume und Häuser, die Burgen vortraten, als mein Lebenberg seithalb aufstieg, als der Meraner Thurm, die Dächer, die Brücke, als endlich das alte Haus, als die Menschen wieder kamen und mir gehörten. Man hat mich empfangen mit Aufrichtigkeit und Wärme, und es hält nach und scheint fast, als meinten Viele, sie müssten Mancherlei gutmachen!«

Dann kam das Jahr 1848, mit seinen Lenzhoffnungen und



Lebenberg

Herbststürmen auch in Tirol fühlbar, und ein Schriftchen Tirol vor und nach dem 13. März und eine Novelle Einer wie Alle hat Lentner den Eindrücken des tollen Jahres abgewonnen letztere Geschichte, nach Steub das Beste, was man über deutsche Anlage zum Staatsumwälzen schreiben kann. Festlichkeiten und hohe Besuche verzeichnet die Chronica auch in den nächsten Jahren, ein Jubelblatt aber beginnt unter dem Datum: 11. November 1850.
Tag Sanct Martini ist über diesem theuren Haus zu Lebenberg ein Tag von seltener köstlicher Bedeutung und hochfestlichen freudigen Inhalts aufgegangen, und ein solcher ist er vor Allem und anderen mir gewesen, dem Schreiber dieses Chronik-Buches; denn dieser Sanct Martini-Tag war mein hochzeitlicher Ehrentag, der auf dieser meiner lieben Veste und Heimath ist begangen und mit Gottes Segen frohlich und glucklich beschlossen worden . . . Fraulein Anna, geborene Waibel, des Burggrafen von Lebenberg Nichte, die lebfrische blonde Maid mit den taciteischen Augen, ward an diesem Tage in der kleinen Burgcapelle Lentnern angetraut, und ein farbenprachtiges Hochzeitsfest verschönte das Erlebniss. Erst

am späten Abend, da schon der Mond und die Sterne am Himmel standen, zogen mit frommem Segen und lautem Jubelgruss und fröhlichem »Gute Nacht!« die Gäste aus dem Lebenberger Schloss. Danach ist stiller Frieden eingekehrt und gelegen über Berg und Thal und Haus — und hier schweiget die Chronica.« Die Gesellen vom »Stehwein« aber mochten zu Füssen der Burg noch einmal das Lied anstimmen, das Lentner einst einem der Genossen zum gleichen Fest gesungen:

»An deines jungen Weibes Herzen
Horch unserm Gruss in stiller Nacht,
Indess wir freud'ge Hochzeitskerzen
In unserer Brust dir angefacht.
In diesem Gruss, in deinem Bund
Wird unseres Wahlspruchs Wahrheit kund,
Die alten Sterne leuchten nieder:
Dir lacht die Lieb' — uns Wein und Lieder«.

Chronik und Leben gehen ihrem Ende zu. Auf einem der letzten Blätter des schönen Buches verzeichnet Lentner noch die Geburt seiner Tochter Marianne; auf dem letzten die Auflösung des »Stehweins«; am 23. April 1852 starb er und ward mit grossen Ehren begraben.

Die Erinnerung an Lentner ist in Lebenberg auch heute noch lebendig; von jeder Mauer grüsst uns ein sinniger oder froher Spruch, erfreut uns ein Gemälde von Lentner's Hand. Unter Glas und Rahmen im grossen Rittersaale hängt der Stiftungsbrief, der den Lebenberger Grafen auf die Gunst der Meraner verpflichtet, und ein Zimmer ist ganz seinem Andenken geweiht. Es ist die Lentner-Stube, in der er gewohnt und die er selbst noch mit folgenden Versen geschmückt:

»Liebstes Stüblein hier im Hause,
Stillen Glücks verschwieg'ne Klause,
Schöner Träume Heimath du!

Bleib die Herberg froher Herzen,
Trostes Zelle stummer Schmerzen,
Treuer Freundschaft sicheres Zelt.

Eine Freistadt der Bedrängten,
Trotze Jenen, die sie kränkten,
Jedem Gast gib Rast und Ruh!

In der Lebenberger Veste
Zeig dem Fremdling du das Beste,
Draussen — Gottes schöne Welt«

Auf dem traulichen Söller von Lebenberg sitzen wir, die Chronik vor uns aufgeschlagen, und sinnend schauen wir über die Rebenhalden hinweg, das herrliche Thal entlang zu den fernen schneeigen Bergen. Hoheneppan steigt dort am Rande auf, und zahllose andere Schlösser und Burgen: in tausendjähriger Geschichte aber hat keine uns einen Schatz bewahrt, wie dieses Dichters Leben und Lieben in seiner Chronik von Lebenberg.





Brunnenburg

Schloss Tirol.

Wer immer zum ersten Mal nach Meran gekommen und nur einiges Interesse für die Geschichte des Landes besitzt, in dessen alter Hauptstadt er sich befindet, der wird, sobald er sich nur den Reisestaub von den Füssen geklopft, hinausgetreten ist um flüchtige Umschau zu halten unter den vielen schönen Dingen, die seiner harren, eine Frage vor allen anderen dem Schlosse Tirol gelten lassen und wo es sich wohl befinde. Jedes Kind wird ihm auf diese Frage Antwort geben und ihm die Richtung weisen nach der stolzen Mauer steil aus dem Thale aufragender Berge, die im Norden der Landschaft von Meran einen kräftigen Abschluss gibt, nach der Stelle, wo der dem Hochgebirge vorgelagerte Kiechelberg seinen Ausgang nimmt und ein freundliches Dorf, das er auf seinem Rücken trägt, herniederschaut und daneben, durch einen tiefen klaffenden Runst getrennt, ein Schloss, ohne auffallenden Zierrath an den Giebeln und Thürmen an dieser seiner Südfront, aber doch stark in die Augen fallend. Jenes ist Dorf Tirol und dieses das Hauptschloss, das Panier des Landes, die Erb- und Stammburg seiner Fürsten, deren Besitz allein ein Anrecht gab auf die Huldigung des Tiroler

Volkes. Schloss Tirol ist der Kernpunkt des Landes, der Glanzpunkt der Gegend um Meran.

Es gibt viele Wege, die nach Tirol führen, aber sehr bequem ist keiner von ihnen zu wandeln. Am ehesten neigt sich dieser Rücksicht auf menschliche Gebeine und Lungen der Fahrweg zu, der an der Zenoburg vorbei, oder vielmehr von ihr links abzweigend nach dem Dorfe lenkt. Sobald die Höhe des Kiechelbergs gewonnen, führt er angenehm auf dieser fruchtbaren Hochebene dahin, die auf allen anderen Pfaden erst näher bei Tirol erreicht wird, was die Gesammtzeit der Wanderung zwar abkürzt, jedoch ein längeres Steigen auferlegt. Im Anmarsch auf das Dorf gewahren wir alsbald zu unserer Rechten aus dem Grün der Bäume hervorlugend die Spitze eines Kirchleins, zu St. Rupert genannt und seines hohen in das 9. Jahrhundert zurückgehenden Alters wegen zu beachten. Im eigentlichen Dorfe, das nicht gross, aber ungemein freundlich zwischen Wiesen und Weingärten und mit herrlichem Ausblick nach allen Seiten gelegen ist, befindet sich die jetzige Pfarrkirche, aus ebenfalls sehr alter Anlage im Jahre 1855 neu erbaut. In die Mauer des kleinen Friedhofs, der sie umgibt, sind zwei alte Grabsteine eingefügt, die an die fürstlichen Tage auf Schloss Tirol erinnern, denen ihre Inhaber vermuthlich nahe gestanden. Der eine grössere Stein zeigt einen Wappenschild mit zwei übereinander gekreuzten Adlerfangen von naturgetreuester Bildung und dazu die Inschrift: »Anno D. MCCCXL obiit strenuus Dominus Hel in die Fabiani«. Diese Jahreszahl, sofern sie richtig gelesen, stimmt nicht ganz mit dem Auftauchen der Hälen oder Hele in Tirol, die erst 1342 mit Ludwig von Brandenburg in's Land gekommen sind und durchwegs noch über das nächste Jahrzehnt hinaus gelebt zu haben scheinen. In des Markgrafen Gefolge finden wir Beringer und Diepold die Hälen, die später für ihre treuen Dienste in den Kämpfen gegen den tirolischen Adel mit der Veste Maienburg und dem Gerichte Tisens und allen den Taranten abgenommenen Besitzungen belohnt wurden; ferner Heinrich Hälen von Pophingen, den Kaplan des Markgrafen, später Pfarrer von Tirol und Generalcapitan von Trient. Heinrich der Hel fiel bei dem Nachfolger Ludwig's von Brandenburg, Meinhard III., in Ungnade und verlor alle seine Besitzungen und auch die Pfarre, wurde aber nach dem baldigen Tode des Fürsten in seinen Rechten wiederhergestellt. Der zweite Stein mit den drei Lilien soll ein archaologisches Unicum sein. Form des

Schildes und die Zeichnung der Lilien lassen auf das Ende des 13. Jahrhunderts als die Zeit schliessen, zu der jener Johannes, auf den die Grabschrift lautet, durch seinen Tod Anlass zur Herstellung des Denkmals gegeben. Dem Namen »Johannes« sind noch die Worte beigefügt: »Hic stans mente pia quinque legat Ave Maria.« So wie auf dem Stein des Helen der Taufnamen, mangelt hier der des Geschlechtes, woraus geschlossen wird, dass dieser Johannes ein Ordensmann gewesen sei.

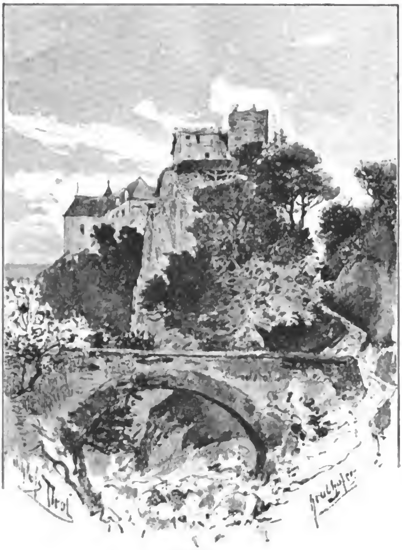
Wir durchschreiten das Dorf und wandern die Schlucht des Kästenbaches einwärts, um zum Schlosse hinüber zu gelangen, wobei wir einen langen Tunnel zu durchschreiten haben, den Kaiser Leopold in den Jahren 1681 und 1682 zur Sicherung des Weges nach Tirol



hatte erbauen lassen. Er war durch die Verwüstungen nothwendig geworden, die der Kästenbach angerichtet, der sich immer tiefer in den Boden eingewühlt und links und rechts das Erdreich zum Absturz gebracht. Heute steht der rückwärtige Theil des Schlosses in schwindelnder Höhe über dem Abhang, den ein ganzer Theil des Baues, man sagt mit mehr als 20 Zimmern, schon vor einigen Jahrhunderten hinabgefallen ist. Diese Schlucht zeigt auch jene Erdpyramiden, wie sie besonders zahlreich auf dem Ritten zu sehen sind, kegelförmige Gebilde gleich Zuckerhüten, an deren Spitze hie und da ein Stein noch jenen Standpunkt behauptet, den er eingenommen, als die Pyramiden noch eine zusammenhängende Masse vorgestellt, und deren Bildung er dadurch verursacht, dass der Regen rings um ihn das Erdreich allmälig fortgespült. Es ist uralter Moränenteig, auf dem Schloss Tirol erbaut ist, dessen Structur in diesem Runst gut zu erkennen ist.

Schloss Tirol, bei den Römern Teriolis geheissen, war im 4. Jahrhundert der Wohnsitz des Statthalters beider Rätien und des Tribunus der III. Legion, die sich von Maja hier herauf gezogen, was man ihnen nicht übel nehmen kann. Zu seiner späteren landesfürstlichen Bedeutung gelangte es im 12. Jahrhundert, als die Grafen des Vinstgaues als Grafen von Tirol auf dem Schlosse auftauchten und von hier aus mit vielem Glücke die Gründung der heutigen Grafschaft Tirol besorgten. Von da an war Tirol bis zum Jahre 1363 die Residenz der Landesherren, dann der Sitz der Landeshauptleute und der Burggrafen von Tirol, bis auch diese allmälig abhanden kamen. Das Ideal des Landes blieb es aber noch lange Tage.

Seine bewegtesten Zeiten hat Tirol wohl unter Margarethe der Maultasch gesehen, die hier erst mit Johann von Böhmen, dann mit Ludwig von Brandenburg Hof hielt. Hier war es, wo Margarethe dem leibes- und geistesuntüchtigen Herzog aus dem Böhmerland die wenig huldvolle Entlassung von Krone und Land, von Tisch und Bett bereitete, und wo sie ihrem zweiten Gatten, dem Sohne Kaiser Ludwig des Baiern, mit grossem Pompe angetraut wurde. Als zwölfjähriges Kind war Margarethe dem damals neunjährigen Prinzen Johann 1330 vermählt worden. Zehn Jahre währte diese Ehe, in der sich der junge Prinz als völlig unfähig erwies, den an ihn und nicht mit Unrecht gestellten Anforderungen zu entsprechen, ein Mangel, den er auf sehr eigenthümliche Weise durch thierische Ausbrüche von Roheit wettzumachen suchte, indem er seine Gattin



Schloss Tirol.

statt mit Küssen mit Bissen traktirte. Dieses zu wenig und zu viel legte Margarethe den Wunsch nahe, sich zu einem anderen Manne und dem Lande zu einem anderen Fürsten zu verhelfen, worin sie den Wünschen des tirolischen Adels entgegenkam, dem die unter Johann eingerissene Bevorzugung der böhmischen Beamten wenig gefallen wollte. Am 2. November 1341 ritt Herzog Johann vom Schlosse Tirol aus auf die Jagd und als er Abends dahin zurückkam, fand er die Thore verschlossen. Auf seine Anfrage,

was dies zu bedeuten habe, erhielt er die Antwort, er möge sich um eine andere Herberge umsehen. Es war kein Scherz, sondern bitterer Ernst. In seiner Abwesenheit waren seine Anhänger wie auch die Besatzung von den Getreuen der Herzogin überwältigt und davongejagt worden. Johann wanderte nun von Burg zu Burg, wurde aber überall abgewiesen, bis sich endlich Tägen von Villanders seiner erbarmte und ihn aufnahm. Nach wenigen Tagen wurde ihm jedoch auch hier das Obdach gekündet, und auf mühseliger Flucht kam der junge Fürst endlich nach Aquileja, wo er beim Patriarchen Schutz und Unterkunft fand. Margarethe aber schritt alsbald nach den im Voraus schon getroffenen Abmachungen trotz Kirchenbann zur zweiten Ehe mit Ludwig von Brandenburg, der mit seinem kaiserlichen Vater und grossem Gefolge um Lichtmess 1342 nach Tirol aufgebrochen war, wo am Sonntag den 10. des Monats Hornung „handschlag und beyschlaf in gegenwart des Kaysers von des Kaysers sun, genannt Markgraf Ludwig von Brandenburg und Frawen Margarethen, Kunig Heinrich's von Beham tochter« vollzogen wurde. Frau Margarethe scheint zunächst mit dem Tausch zufrieden gewesen zu sein, die Landherren von Tirol hatten aber alsbald eine bittere Enttäuschung zu erleben, denn der Markgraf erwies sich als ein strenger und selbstbewusster Fürst und sehr darauf bedacht, wiederzugewinnen, was König Heinrich an Macht und Ansehen der landesfürstlichen Gewalt eingebüsst.

Wir haben die Herzogin Margarethe schon einmal die tirolische Maria Stuart genannt und nicht ohne Grund, denn hinsichtlich der sinnlichen Bethätigung ihrer Weiblichkeit werden ihr Dinge nachgesagt, ebenso schlimm oder noch schlimmer wie der schottischen Königin. Man wird zwar mit Prof. Alfons Huber, dem Geschichtsschreiber, behaupten dürfen: sie war besser als ihr Ruf, aber das scheint noch immer nicht viel bedeuten zu wollen. Ihrem Rufe nach müsste sie nämlich nicht nur ein den niedrigsten Lüsten und geschlechtlichen Ausschweifungen ergebenes Weib gewesen sein, sondern auch eine Giftmischerin und als solche die Mörderin ihres zweiten Gatten, wie auch ihres Sohnes, des jugendlichen Meinhard III., der am 13. Januar 1363 zu Meran plötzlich gestorben. Diese Mordthaten sind nun wohl erdichtet und eine Reihe der übrigen über sie in Umlauf gesetzten Geschichten ist es nicht minder, damit ist aber die „Rettung“ noch immer sehr unvollkommen gelungen. Ihre Hässlichkeit wie ihre Begehrlichkeit scheinen als historische That-

sachen gelten zu können, an welche dann die Sagenbildung zum Theile im Anklange an alte Mythen angesetzt. Die Sage lässt sie Kriegszüge nach Kärnten unternehmen, die niemals vorgekommen; dort an Orten erscheinen, die sie niemals betreten; sie behauptet, sie habe die jungen Passeirer Burschen nächtlicher Weile in eisernen Körben auf ihre Burg winden und dieselben, sobald sie ihrer überdrüssig, in den Fallthurm werfen lassen, wo sie elend verschmachten mussten; die Vergiftung des Markgrafen wird auf ihren unerlaubten Umgang mit dem Herrn von Frauenberg zurückgeführt, und ihr eigener Tod einer ekeligen Liebesverirrung zugeschrieben: ungalante Geschichten, die so oder ähnlich sich auch an andere Prinzessinnen der Vergangenheit knüpfen. Nicht ganz unbedenklich wird man aber die verschwenderischen Gunstbezeugungen finden, mit denen sie zum Beginn wie zu Ende ihrer Regierung eine Anzahl von Adeligen thatsächlich ausgezeichnet, wie auch das Vorrecht der Passeirer, die Burgwache auf Tirol zu beziehen, ebenso wie die Entstehung der Schildhöfe in diesem Thale auf Liebesbeweise der Maultasch zurückgeführt werden. Nach einer nicht unstichhaltigen Erklärung J. V. Zingerle's*), die aber hier nicht wiedergegeben werden kann, stünde auch die Entstehung des Namens Maultasch mit dem schlechten Leumund der Fürstin in Verbindung, während sie sonst lediglich mit ihrem grossen Munde, dem »überworffenen Maul«, erklärt wird. Ein drastisches Denkmal wäre damit ihrer Liebesfröhlichkeit gesetzt, von der übrigens auch ihr Wahlspruch zeugte: »Steter Liebesmangel ist meines Herzens Angel«. Dieser Spruch bildete die Inschrift eines silbernen Bechers, der bis zum Verkauf Tirol's unter der bairischen Herrschaft auf dem Schlosse als von der Herzogin Margarethe stammend gezeigt wurde.

Im Jahre 1806 war Tirol an Baiern gekommen, dessen Regiment es sich angelegen sein liess, alle alten Ordnungen und Einrichtungen des Landes, sie mochten gut oder schlecht, nützlich oder schädlich gewesen sein, über den Haufen zu werfen, das Heimathsgefühl des Volkes in blindwüthigem Ansturm gegen Alles, was ihm theuer war, auf das tiefste zu verletzen, als hätte es gegolten, eine Prämie zu gewinnen für die beste Art, sich im Lande so rasch als möglich verhasst und unhaltbar zu machen. Eine der bornirtesten Handlungen war es sicherlich, als die Regierung daran

*) Sagen der Margarethe Maultasch. Innsbruck, Wagner.



Schloss Auer.

ging, das Hauptschloss von Tirol, den Ehrenschild des Landes, in öffentlicher Versteigerung an den Meistbietenden zu verkaufen, was denn auch am 29. April 1808 geschah. Zum Glück wurde gleich damals der Abbruch der alten Veste, der schon beschlossen war, verhindert und acht Jahre später, nach der Wiederaufrichtung der österreichischen Herrschaft in Tirol, kaufte die Stadt Meran die Burg, um sie dem Kaiser Franz als Huldigungsgabe zu verehren. Das weniger seinem baaren Werthe wie seiner Bedeutung nach kostbare Geschenk wurde »mit besonderem Vergnügen« angenommen und in feierlicher Audienz vom Kaiser die Versicherung ertheilt, dass er das Schloss immer in gutem Zustande erhalten werde. Dieser gute Zustand liess dann im Laufe der Zeiten allerdings Manches zu wünschen übrig, und Kaiser Franz wie seine Nachfolger hatten um so weniger Gelegenheit, sich des kaiserlichen Versprechens zu erinnern, als ersterer schon sich bewogen gefunden, das Geschenk der Stadt Meran wieder weiter zu geben und es dem Staate sammt der Fürsorge für dasselbe zu vermachen. Wie wenig dieser nun in den nächsten 60 Jahren für die Erhaltung des Schlosses gethan, ist demselben leider auch heute noch, wo sich die Verhältnisse etwas gebessert haben, abzusehen. Man setzte zwar einen blechernen Doppeladler auf die Eingangspforte, schmückte ein Zimmer des romanischen Schlosses mit einigen

möglichst schlecht gemalten Porträts und stellte in dasselbe eine Salongarnitur, die einer um 1846 ausrangirten Kammerjungfer angehört zu haben scheint; auch creirte man einen Schlosshauptmann, der nichts zu befehlen, einen Schlosswart, der nichts zu bewachen, und einen Schlosscaplan, der nichts zu besorgen hatte, als etwa der Burg in ihren Todesnöthen mit geistlichem Zuspruche beizustehen. Für das Schloss selbst aber geschah so gut wie nichts *). Da war es wieder der als tirolischer Burgenerretter schon einmal ehrenvoll erwähnte Dr. David R. v. Schönherr in Innsbruck, dem die Sache zu Herzen ging und der alle Hebel in Bewegung setzte, um einige Unterstützung für Schloss Tirol zu erwirken. Seit einigen Jahren ist man nun auch thatsächlich mit der Restaurirung des Schlosses beschäftigt, für die allerdings nicht viel mehr aufgewendet werden kann, als die 900 fl. jährlich, die man durch die Auflassung der Stelle des Schlosshauptmanns gewonnen. Manches Nothwendige und Wünschenswerthe ist seitdem geschehen, aber Vieles bleibt noch zu thun, vor Allem um die Gefahr eines Absturzes des ältesten Burgtheils ganz und dauernd zu beseitigen, von der Sorge für die innere Ausschmückung ganz zu geschweigen. Das Beste wäre vielleicht, wenn sich der Staat entschliessen würde, das Schloss, dessen würdige Erhaltung ein kaiserliches Wort zugesichert, dem Kaiser wieder zurückzugeben. Die Form für diese Uebertragung zu finden, wäre freilich nicht ganz leicht. Dem Schlosse Tirol aber würde damit gewiss geholfen werden, denn Kaiser Franz Josef hat für die Tendenz derartiger Geschenke schon wiederholt ein feines Verständniss und eine grossmüthige Hand bewiesen. Das Stammschloss mag heute die Burg Runkelstein bei Bozen beneiden, die durch kaiserliche Huld wieder zu Ehren, will sagen zu sturmfesten Mauern kam. Der Umstand, dass es hier ein Erzherzog war, der das Geschenk gemacht, und dort die opferwillige Bürgerschaft der Stadt Meran, kann doch unmöglich dabei etwas austragen. Immerhin bemerkt man heute beim Besuche des Schlosses die vortheilhaften Veränderungen, die sich in den letzten Jahren ereignet, sehr deutlich. Die blosgelegten Gemächer des über der Absturzstelle befindlichen Tractes haben eine neue Bedachung erhalten, das äussere Thor wurde hergestellt, das Mauerwerk vielfach erneuert und vor Allem glücklich war Dr. v. Schönherr in dem

*) Meraner Zeitung. 1885. Nr. 65.



Romanisches Fenster.

Auffinden und Wiederherstellen eingemauerter romanischer Fenster.

Die Burg besteht aus einem älteren nördlichen Theile, von dem, wie oben erwähnt, ein beträchtliches Stück auf Nimmerwiedersehen im Kästenbach verschwunden ist, und aus einem jüngeren südlichen Theile, der aber in seiner jetzigen Gestalt auch schon auf eine mehr als 400jährige Vergangenheit verweisen kann und zudem die Pankratius-Capelle und den Rittersaal mit ihren merkwürdigen Portalen enthält, deren Gegenstück wir auf der Zenoburg gefunden, und die gleich diesem dem 11. Jahrhundert zugeschrieben werden, eher aber etwas neueren Datums sind. Was von den Bildwerken des Portales an der Capelle der Zenoburg gesagt wurde, hat zum Theil auch von denen auf Tirol zu gelten, wenn sich diese auch, namentlich das Capellenportal, unserem Verständniss etwas entgegenkommender verhalten. Es wollen nämlich verschiedene Autoritäten aus der geheimnissvollen Symbolik den Sieg des Christenthums über das Heidenthum herausgelesen haben, eine Annahme, der um so weniger entgegenzusetzen ist, als hier thatsächlich in dem Halbrund über der Capellenthüre ein Christus am Kreuze deutlich wahrzunehmen ist. Die Capelle ist reich mit Wandmalereien geschmückt, die nach Abklopfung des Kalküberzuges, der ihnen einst zu Theil geworden, wiedergewonnen und ausgebessert wurden, leider aber vielfach kaum erhalten bleiben dürften. Im zweiten Stockwerke befindet sich der Kaisersaal mit den Bildnissen der Kaiser Franz und Ferdinand, in welchem im Jahre 1838 sehr feierlich die Belehnung des Sandwirthsenkels Andrä v. Hofer mit dem Sandwirthshofe in Passeier durch Kaiser Ferdinand stattgefunden hat. Der Kaiser war am 20. August in Meran angekommen und noch selbigen Tages mit Erzherzog Johann und grossem Gefolge nach dem Haupt- und Stammschloss aufgebrochen: auf dem ganzen Wege über den Kiechelberg von dem Jubel des getreuen Volkes, dem Geläute der Glocken und dem Gekrache der Böller begrüsst. Auf Schloss Tirol hatten die Pässeirer Schützen nach altem Brauche die Burg-

wache bezogen und den Eingang zu den inneren Gemächern bewachten die Schildhofbauern mit ihren Hellebarden. Im oberen Saale bestieg sodann der Kaiser den für ihn errichteten Thron und Graf Wilczek als Stellvertreter des Landeshauptmanns und Burggrafen von Tirol that den Passeirern in schwungvoller Ansprache kund und zu wissen, dass Se. Majestät Andreas Hofer's Besitz in Passeier angekauft und in ein landesfürstliches Lehen umgestaltet habe mit der Bestimmung, dass derselbe für immerwährende Zeiten »von Hofer's Sandhof« heissen und sein Besitzer den Namen Hofer führen solle. Dies war die letzte Staatsaction, deren Schauplatz Schloss Tirol gewesen.

Vor den Fenstern des Kaisersaals aber mag nun Jeder ermessen, ob der Behauptung, dass Schloss Tirol den Glanzpunkt der Gegend von Meran darstelle, einige Berechtigung zuzuerkennen sei. Wen die unbeschreibliche Schönheit dieses Ausblicks auf das Etschland nicht tief im Innersten mit Entzücken erfüllen sollte, der wäre werth, gleich den abgethanen Liebhabern der Margarethe Maultasch in den Fallthurm hinabgeworfen zu werden, falls der Zutritt zu demselben noch aufzufinden.

Aus dem nächsten Bannkreise des Schlosses Tirol, so ziemlich auf gleicher Höhe mit demselben gegen Westen gelegen, sei hier noch das kleine Kirchlein St. Peter erwähnt, die älteste Seelsorgkirche im weiten Umkreise, deren Sprengel sich einst über Meran und Mais, Kuens und Algund erstreckt haben soll, heute aber nur noch den nahen Weiler Kronsbühel und das Dörflein Gratsch unten im Thale umfasst. Das Kirchlein soll einst von Zwergen erbaut worden sein, was glaubhaft erscheint, da es gerade über König Laurin's Rosengarten gelegen, und deshalb so klein gerathen. Das Werk war nicht leicht zu vollbringen, da es die Riesen, die damals auf der Veste Tirol hausten, durch jeweils ausgetheilte Nasenstüber immer wieder störten, eines Nachts aber war es doch gelungen, ehe die Riesen erwachten und damit war die Macht der heidnischen Flegel gebrochen.

Wer dem Schlosse Tirol die gebührende Huldigung dargebracht und nicht etwa über

St. Peter und Durrnstein oder am Rande des Kästenbachs an der schmählich ausgebrannten und zerklüfteten Brunnenburg vorbei zu Thale will, der wird gut thun am Rückweg im Dorfe Tirol anzuhalten und beim »Rimmele« einzukehren, zu dessen Verehrern er alsbald zählen wird, sollte er auch in Küche und Keller nicht gerade das gefunden haben, was sein sehnendes Herz verlangt. Diesem Wirthshaus ist nämlich gegen Süden eine Altane angebaut, auf der nahezu dieselben Reize zu geniessen sind, wie von den Fenstern des Kaisersaals in Tirol, nur noch freier und behaglicher. Ein kleines Eden, liegt die Landschaft von Meran zu seinen Füssen, in Duft und Glanz gehüllt schwindet das Thal immer weiter hinaus und in grossen Linien ziehen die Berge gegen Süden, bis sie sich am fernen Horizonte mit den schneeigen Trientiner Alpen zu berühren scheinen, die dem Bilde den Abschluss geben. Hier mag Jeder die Sonne zur Rüste gehen sehen und träumerisch den Accorden lauschen, welche diese Formen- und Farbenharmonien seiner Brust entlocken, sie mögen froh sein oder traurig, er wird die Stunde segnen, die ihn in dies Land geführt und hierher zum »Rimmele« gebracht, auf dessen schwankender Altane es ihm gegönnt, eine Herrlichkeit zu schauen, die nicht in Worte zu fassen. Er wird auch immer wieder kommen, so ihm nur die Gelegenheit geboten, und hier wird er sein Wiedersehen feiern und seinen Abschied nehmen von Meran, der dann freilich nicht leicht ist. Da mag er warten, bis der Mond emporgestiegen und seinen Zaubermantel um Berg und Thal gehüllt hat, in dessen Licht getaucht er nun, goethe'scher Stimmungen voll, den Heimweg suchen wird, wobei nur zu wünschen, dass die Bauern nicht gerade ihre Bewässerungsfluthen in den Weg eingelassen, was die hochgehendsten Gefühle etwas zu beeinträchtigen vermag.

Nicht zu nächtlicher Weile, aber bei Tag wäre von Tirol aus auch noch ein Gang nach dem unfern am Ausgange des Spronserthales gelegenen Schlosse Auer zu empfehlen, das einige gut erhaltene Räume birgt und einen malerischen Durchblick auf die Fineleschlucht bietet. Die von Auer gehörten dem ältesten tirolischen Adel an, verwirkten aber unter den Herzogen Friedel und Siegmund alle ihre Lehen. Im Jahre 1809 gehörte die Burg wieder einem Manne an, der sich mit Gut und Blut der herrschenden Gewalt im Lande widersetzte, dem Grafen Johann von Stachelburg. Nach dem Tode des Grafen, der in der ersten Iselschlacht ge-

fallen war, wurde Auer mit seinen übrigen Besitzungen von der bairischen Regierung eingezogen, später aber erhielten es seine Hinterbliebenen gegen mässigen Ertrag als freies Eigenthum. Um die Mauern dieses Schlosses und auf der ganzen Hochebene des Kiechelberges tobte am 16. November der Verzweiflungskampf der Tiroler gegen die Franzosen. Andreas Hofer hatte am 15. November die Bauern des Burggrafenamtes und Vinstgaues noch einmal zu den Waffen gerufen und am 16. ds., nachdem vereinzelt schon die Tage vorher gekämpft wurde, kam es zu dem Treffen am Kiechelberge, das mit Niederlage der Franzosen endete. Grässliche Einzelheiten werden aus diesem neunstündigen Kampfe berichtet. Im Dorfe Tirol wurden von den Franzosen die Verwundeten und elf wehrlose Greise hingemordet. Bei Kuens am Rande der Fineleschlucht wurde von den Passeirern einer zu weit vorgedrungenen feindlichen Abtheilung der Rückweg abgeschnitten; den Franzosen blieb nun nur die Wahl, unter den Händen der Bauern zu sterben oder den Tod in dem vor ihnen gähnenden Abgrund zu suchen; sie wählten das Letztere und einer nach dem anderen stürzte sich hinab. Bis gegen 5 Uhr war der Kampf unentschieden geblieben, dem letzten Ansturm der Bauern vermochten die Franzosen nicht mehr zu widerstehen, sie wurden im buchstäblichen Sinne des Wortes mit den Stutzenkolben über die Felsen des Kiechelberges in die Stadt hinabgeschlagen.

Der mit Blut getränkte, zerwühlte und verwüstete Boden ist längst wieder zu einer fruchtbaren freundlichen Hochebene geworden, von Weinbergen umgürtet, durch die eine Unzahl kleiner Steige zur Stadt hinabführt. An diesen sonnigen Geländen werden einst breite Promenadenwege bequem und sicher die Höhe hinan leiten, ja selbst eine elektrische Bahn nach Tirol, die hinter der Zenoburg von Mais herüberkommen soll, ist im Schosse der Zeiten verborgen. Schönes Tirol, mir bangt um deine idyllische Ruhe und um deine Düngerhaufen!



Schloss Tirol.



St. Georg.

Schloss Schenna.

Auf dem östlichen Mittelgebirge bei Meran, am Eingange in das Passeierthal, steht Schloss Schenna. Zwischen Kirche und Dorf ragt sein massiger Bau empor, seit Jahrhunderten ohne Thurm, und ganz vorne am Abhang erhebt sich eine gothische Capelle, die in naher Beziehung zu dem Schlosse steht. Erzherzog Johann von Oesterreich und Anna Gräfin von Meran haben hier ihre letzte Ruhestätte gefunden. Als das »Interdict« aufgehoben, das den Erzherzog durch 28 Jahre von Tirol ferngehalten, war es sein sehnlichster Wunsch, im Herzen des Landes, das er mit schwärmerischer Hingebung, mit wahrer Leidenschaft geliebt und dem er durch »Blut und Eisen« verbunden war, einen Besitz zu erwerben, der auch seinen Sohn dem tirolischen Volke nahe bringen sollte. Er erwarb, als die Gelegenheit sich bot und durch die Erhebung seines Sohnes zum Grafen von Meran ein neuer Ansporn dazu gegeben war, im Jahre 1844 Schloss Schenna, auf dem er bis zu seinem Tode jederzeit gerne weilte und das auch seiner ihn noch lange überlebenden Gemahlin ein theures Vermächtniss war, wie es ein solches heute dem Grafen Franz von Meran ist.

Das Schloss Schenna hätte damals, als es Eigenthum Erzherzog Johann's wurde, gerade das 500jährige Jubiläum seines Bestandes

feiern können, denn um die Mitte des 14. Jahrhunderts, so darf angenommen werden, hatte es sich aus dem unbedeutenden »Gesäss auf dem Bühel« zu seiner jetzigen ansehnlichen Erscheinung ausgewachsen. Der eigentliche Stammsitz der Herren von Schenna, die sich von unbemittelten Ministerialen der Grafen von Tirol mit Hülfe derselben zu Rang und Reichthum emporgeholfen, war das stattliche Schloss Altschenna, zwischen Dorf Schenna und Gayen, von dem jedoch nur das Kirchlein von St. Jörgen übrig geblieben. Der Erbauer des neuen Schlosses Schenna war Herr Petermann von Schenna, Burggraf von Tirol, um dessen zeitliches Wohlergehen namentlich Margarethe Maultasch als gnädige Landesmutter eifrig bemüht war, indem sie den getreuen Ritter verschwenderisch mit Geld und Gut bedachte. »Wenn Freigebigkeit der Frauen an Männer ein Verbrechen ist« — meint Dr. von Schönherr, von dem unlängst eine vortreffliche Monographie des Schlosses erschienen ist*) — »stand es mit ihrer Tugend nicht wenig bedenklich.« Herr Petermann hätte hierüber gewiss Aufschluss geben können, hat aber nichts Einschlägiges hinterlassen. Unter ihm erstand also aus dem »Gesäss auf dem Bühel« oder, wie es auch genannt wird, der »Heimat«, dem bescheidenen Wohnsitz, den sich ein mittelalterlicher Edler in die bei der Besitzergreifung des Landes vorgefundenen Reste einer römischen Warte hineingebaut, das Schloss Schenna, und dem guten Petermann zu Liebe wurde es von Margarethe auch durch die Verleihung von »Stock und Galgen«, d. i. mit der niederen und höheren Gerichtsbarkeit ausgezeichnet. Nach dem Tode Petermann's, der in seinen letzten Tagen nach altem Muster fromm geworden war und seinen sündigen Leib dem Kloster Wilten vermacht hatte, theilten sich seine Töchter Adelheid und Barbara, respective seine Schwiegersöhne Hans von Starkenberg und Friedrich von Greifenstein in das reiche Erbe. Schloss Schenna fiel dem Starkenberger zu, der es als Stützpunkt zur Ausdehnung seiner Macht im Süden des Landes recht wohl zu brauchen wusste, denn er und sein Sohn erwarben in den nächsten Jahrzehnten noch eine ganze Reihe etschländischer und benachbarter Edelsitze, so die Schlösser Gayen, Greifenstein, Vorst, Naturns, Juval, Schlanders, Ulten, Hocheppan. Diese Besitzungen sammt jenen nicht weniger reichen, welche die

*) Das Schloss Schenna. Seine Geschichte und seine Besitzer. Von Dr. David R. von Schönherr. Meran, F. W. Ellmenreich's Verlag.



Schloss Schenna.

Starkenberger im Innthale besassen, wurden sämmtlich von Schenna aus verwaltet. Als Starkenberg'scher Richter auf Schenna erscheint 1383 Herr Ulrich Nater, vielleicht ein Urahne unseres ebenfalls aus dieser Gegend entsprossenen Heinrich Natter in Wien, des ausgezeichneten Bildhauers.

Von den Starkenbergern an bis heute sind dem Schlosse Schenna die bedeutenden Menschen und Ereignisse nicht ausgegangen. Da sind vor Allem Ulrich von Starkenberg und seine Gattin Ursula Truchsessin von Waldburg, welche den Kampf gegen Herzog Friedrich aufgenommen, der allerdings mit dem völligen Untergange ihres Hauses endete. Die Fehde gegen die Starkenberger bezeichnet das Ende der jahrelangen Kämpfe, die Herzog Friedrich gegen den tirolischen Adel zu bestehen gehabt, um dessen Uebermacht und Uebermuth zu brechen. Als Herzog Friedrich's Kriegsleute vor Schenna rückten, waren bereits neun Schlösser der Starkenberger



Dorf Schenna.

gefallen. Die Belagerung des Schlosses leitete Hans von Königsberg, der Burggraf von Tirol, die Vertheidigung aber führte Frau Ursula, da Ulrich von Starkenberg mit seinem Bruder Wilhelm, dem Greifensteiner, in Mähren gegen die Hussiten im Felde lag. Das Belagerungsgeschütz wurde vor den Mauern von Schenna durch des Herzogs Büchsenmeister Christof gegossen, ebenso wurden die Steinkugeln, die gegen das Schloss geworfen werden sollten, erst in den Aeckern von Schenna von den Steinmetzen gefertigt. Durch volle sechs Wochen hielt sich Ursula von Starkenberg in der belagerten Veste

und bereitete den Belagerern manche trübe Stunde, bis sie sich endlich am 16. Februar 1423 zur Uebergabe entschliessen musste. In späteren Zeiten war es wieder eine Herrin von Schenna, die der landesfürstlichen Regierung zu schaffen machte, wenn auch diesmal in unblutiger Weise. Es war dies Johanna von Liechtenstein, Wittwe Philipp's von Liechtenstein, eine Tochter des Grafen Ludwig XV. von Oetting und der Maria Salome Gräfin zu Hohenzollern, eine eifrige Bekennerin von Luther's Lehre. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden in Tirol die Ideen der Reformation namentlich in den höheren Ständen und da vornehmlich von den Frauen festgehalten, unter welchen Elisabeth von Deutenhofen geb. Spaur, die Wittwe Mornauer auf Schloss Lichtwer bei Rattenberg, Zimburgis Meirhofer, Gattin des Pflegers von Gufidaun, Gräfin Margarethe von Liechtenstein auf Schloss Rattenberg und Gräfin Johanna von Liechtenstein auf Schenna in erster Reihe standen. Die Ferdinandeische Gegenreformation wandte natürlich auch diesen edlen Damen ihre Aufmerksamkeit zu und zwang sie zumeist zur Auswanderung. Der Gräfin Johanna ward ein gleiches Schicksal in Aussicht gestellt; der ewigen Visitationen und Commissionen, mit denen sie die Landesregierung in der Sorge um ihre Rechtgläubigkeit bedachte, endlich müde, verliess sie aber, bevor die Drohung erfüllt wurde, freiwillig Tirol und zog nach Schwaben. Aus ihren Tagen ist ein Inventar des Schlosses über »weiland Philipp Graf zu Liechtenstein und Herrn zu Schenna etc. seligen gelassnen hab und guet«, erhalten, das einen hübschen Einblick in den Hausrath der Burg gewährt. Für Wehr und Waffen war vortrefflich gesorgt, noch besser aber schier für Küche und Keller. Sehr bescheiden scheint die Möblirung des Schlosses gewesen zu sein und dürftig der künstlerische Schmuck der Wände, der im ganzen Hause nur fünf Bilder aufzuweisen hatte. Besser stand es wieder um die Garderobe des Grafen, die in drei Truhen nicht weniger als achtzehn Röcke aus Tuch, Damast, Sammt und Atlas enthielt, sammt den dazu gehörigen Wämmsern, Hosen und Strümpfen. Unter den Kopfbedeckungen wird auch ein »klug gemachter Strohhut« hervorgehoben. Die »eiserne Garderobe« wird nicht weniger ansehnlich gewesen sein, ist aber im Inventar nicht angeführt. Bis unter seine letzten Besitzer aber hatte Schenna einen starken Vorrath an Harnischen und Rüstzeug aufzuweisen, das aus jenen Tagen stammen mochte. Im Jahre 1809 erwies sich das Schloss als eine willkommene Waffenfundgrube für Schützen und Landsturmleute

und noch unter Dr. von Goldrainer, dem das Schloss von 1813 ab gehörte, wurde ein ganzer Wagen voll Harnische, die sich in Schenna gefunden, als altes Eisen verkauft.

Gräfin Johanna Liechtenstein starb zu Oettingen anno 1577. In den folgenden 267 Jahren hat die Qualität der Besitzer des Schlosses Schenna, was ihre historische Bedeutung betrifft, etwas nachgelassen, aber nur um desto stärker aufzuleben in der Person des Siegers von Sacile und späteren deutschen Reichsverwesers, des Erzherzogs Johann von Oesterreich, dem man einst sogar den Plan zur Gründung eines Königreiches Rätien zugeschrieben. Am 27. Mai 1845 hielt Erzherzog Johann seinen Einzug in Schenna, voll von Plänen für die bauliche Ausgestaltung der etwas in Verfall gekommenen Burg, welche aber zum Theil erst sein Sohn, der Graf von Meran, verwirklichen konnte. Entzückt von der Fernsicht, die sich ihm von den Fenstern des Schlosses aus auf das Thal von Passeier und die Landschaft von Meran geboten, schliesst er die Beschreibung der Burg in seinem Tagebuche mit den Worten: »Hier will ich, wenn es Gott gefällig ist, meinem Knaben ein Nest bereiten, hier mitten unter einem Kernvolke, in einer gesunden Gegend soll sein Wohnsitz sein«. Die Absichten des Prinzen auf die wohnliche Einrichtung der Burg fanden gerade in den nächsten Jahren vielfache Hindernisse. Noch einmal sollte Erzherzog Johann der Stille des Privatlebens entrückt, auf die grosse Bühne des Welttheaters berufen werden, das ihm in der deutschen Reichsverweserschaft, die man doppelsinnig auch die Reichsverwesung nennen könnte, eine wenig dankbare Rolle vorbehalten hatte. Nach Jahren vermochte er desshalb auch erst ein Versprechen einzulösen, das er sofort nach der Uebernahme Schenna's gegeben, um einem alten Brauche zu entsprechen und ein »Hausnudel-Schiessen« zu veranstalten. Dieses Schiessen, eines der grossartigsten Feste, die Tirol jemals gesehen, fand 1851 zu Meran statt und währte vom 18. Mai bis zum 1. Juni. An dem glänzenden Gelingen desselben hatte der Erzherzog den hauptsächlichsten Antheil; unermüdlich folgte er dem Verlauf des Festes, jedem einzelnen Acte die ihm gebührende Weihe gebend, im Schiessstand wie im Festsaal. Aus den Trinksprüchen, die der kaiserliche Prinz bei diesen Gelegenheiten gehalten, bricht immer wieder die heisse Liebe zum Lande Tirol, die Erinnerung an die Tage von 1809 hervor. Hier seien nur einige Worte herausge-

griffen, die der Erzherzog am Schlusse seiner Rede während des Festmahls am 29. Mai gesprochen: »Ich stehe nun am Rande meiner Tage, unverändert blieb meine Liebe zu diesem Volke. Ihm hinterlasse ich das Theuerste, was ich habe. Ich hinterlasse ihm viel und wenig; viel, sehr viel für mich, es ist mein einziges Kind, es ist mein Blut. Ich hoffe, dass mein Sohn Leben und Geist dieses Volkes in sich aufnehmen und dem Kaiser und dem Vaterlande ebenso treu sein werde, wie ich es unter allen Verhältnissen gewesen bin.« Am 11. Mai 1859 starb Erzherzog Johann in Graz; zehn Jahre später wurden seine Ueberreste in dem im Auftrage des Grafen von Meran nach den Plänen des Architekten Wappler erbauten Mausoleum zu Schenna beigesetzt. Das Mausoleum ist eine Zierde der Gegend. Auf einem Unterbau von Granit erhebt sich die kleine gothische Kirche aus rothem Sandstein mit der Front nach Süden. Ueber dem Portale steht eine in Marmor ausgeführte Statue des segnenden Heilands von Pendl, in dem oberen Felde des Giebels eine Marmorstatue des Friedensengels mit dem österreichischen Wappenschilde von Josef von Gasser. In der Gruft befindet sich der mit dem Hauswappen der kaiserlichen Familie gezierte marmorne Sarkophag mit folgender Inschrift: »Johann Baptist Erzherzog von Oesterreich, geboren zu Florenz den 20. Jänner 1782, gestorben zu Graz den 11. Mai 1859, und seine Gemahlin Anna, Gräfin von Meran, geboren zu Aussee den 6. Jänner 1804, gestorben zu Aussee den 4. August 1885«.



Schloss Gayen.

Und hier geziemt es sich, auch noch der Gräfin Anna von Meran zu gedenken, der dritten Frauengestalt, die unter den Bewohnerinnen dieser Burg durch ein bedeutsames Lebensschicksal ausgezeichnet war. Dr. v. Schönherr hat in dem erwähnten Büchlein

über Schloss Schenna ihr edles Bild von all' den überflüssigen Zuthaten befreit, mit welchen es eine müssige Anekdotenkrämerei im Laufe der Jahre umgeben hatte. Die Werbung des Erzherzogs um die Ausseer Postmeisterstochter war so einfach und bürgerlich wie nur möglich. Der kaiserliche Prinz sah die damals 16jährige Anna Plochl zum ersten Male bei einem ländlichen Feste, das im August 1819 ihm zu Ehren am Grundlsee veranstaltet wurde; drei Jahre später — er hatte sie seitdem »in ihrem Elternhause als treue Stütze ihres Vaters, als sorgsame Pflegerin ihrer zahlreichen jüngeren Geschwister, die mit ihr die Mutter bereits verloren hatten, näher kennen und schätzen gelernt« — gab er aus freien Stücken das Versprechen, »vor Gott und der Welt als ehrlicher Mann ihr und keiner Andern seine Hand zu reichen«. Anna Plochl wird aus jener Zeit als eine reizende Erscheinung geschildert, »von mittlerer Gestalt, frisch, lebhaft und geistvoll, der Teint von zartestem Weiss, mit gesundem Roth untermischt, der Mund und die dunklen frohen Augen fein geschnitten«. Erzherzog Johann hatte seine Verlobung schon 1823 zur Kenntniss seines »kaiserlichen Herrn« und Bruders gebracht, gegen Ende der zwanziger Jahre aber erst erhielt er die Einwilligung des Kaisers. In aller Stille erfolgte in der Capelle des Brandhofs in Steiermark die Trauung. Die Gemahlin des Erzherzogs erhielt den Titel einer Freiin von Brandhofen, später, 1850, den einer Gräfin von Meran. Die dreissigjährige Ehe war die denkbar glücklichste und noch kurz vor seinem Tode schrieb Erzherzog Johann an einen Freund, er habe seit seiner Vermählung keinen einzigen trüben häuslichen Augenblick gehabt. Bei allen Mitgliedern des Kaiserhauses hatte sich die Gräfin Zeit ihres Lebens der grössten Achtung und Zuneigung zu erfreuen gehabt, und namentlich Kaiser Franz Josef zeichnete sie bei jeder Gelegenheit aus. Der Sorge um ihre Familie und der öffentlichen und privaten Wohlthätigkeit war ihr Wirken gewidmet, das aus einem warmfühlenden Herzen floss, einer echt weiblichen Natur entsprang.

Dem Grafen Franz von Meran war es vorbehalten, Schloss Schenna, wie es sein Vater geplant, mit »Erinnerungen aus alt und neuer Zeit« zu schmücken und heute verdienen darin eine Sammlung von Waffen aller Art, namentlich aus dem 16. und 17. Jahrhundert, sowie die Gemäldesammlung, darunter das einzige nach der Natur gemalte Porträt Andreas Hofer's, die besondere Aufmerksamkeit der Besucher.

Das Dorf Schenna ist zu beiden Seiten des Schnuggenbaches, einem der tiefen Bachrünste, welche vom Ifinger herabziehen, gelegen, dessen Ufer, wie die ganze Mittelgebirgslandschaft von Meran, die üppigste Vegetation aufzuweisen haben. Unter-Schenna mit dem Schlosse hat sich auf dem äussersten westlichen Abhang des Ifinger, der stark gegen das Passeierthal vorspringt, angesiedelt, und prachtvoll ist der Ausblick, der sich von den Fenstern des Schlosses oder vom Mausoleum aus gegen Passeier sowohl wie auf das Etschland geniessen lässt. Zwischen Mausoleum und Pfarrkirche, welch' letzterer keine besondere Kennzeichen zuzuschreiben sind, steht



Naif-Kapelle.

die kleine St. Martinscapelle, die mit den Capellen auf Schloss Tirol und Zenoburg, St. Peter und St. Georgen in Ober-Schenna zu den werthvollen romanischen Bauresten der Gegend gehört. Ueber dem Rundbogen-Portal ist die Jahreszahl 1071 eingesetzt, die wohl etwas neu aussieht, von der man aber doch annimmt, dass sie, sofern daraus auf die Erbauung des Andachtstempelchens geschlossen werden soll, die Wahrheit sagt. Im Innern der Kirche, die zwei-

schiffig, mit dem ursprünglichsten romanischen Kreuzgewölbe aus dem Rundbogen eingedeckt ist, sind an den Wänden neben einem neueren gemalten Cyclus aus der Passionsgeschichte Spuren alter Malereien zu bemerken. Im südlichen Schiff steht ein dem hl. Martin geweihter, geschnitzter Altar, der, wie Eggers aufmerksam macht, in sonderbarer Vermischung gothische und Renaissance-Motive enthält, jene völlig verwildert, diese den besten Mustern entnommen.

Im Gasthausgarten beim Brunner wird man über alle die Merkwürdigkeiten Schenna's, über das Schloss und seine Besitzer, die schöne Aussicht auf Meran und Passeier, das Mausoleum und die Martinscapelle und über die malerischen Details des Schnuggenbaches, den man gerade vor Augen hat, sehr bequem nachdenken können, und wenn etwa gerade Sonntag und Kirchgang sein sollte, so wird man da auch Gelegenheit haben, die schmucken Gestalten der vorüberwandelnden Schennaer zu beschauen, die fast durchwegs noch in der Tracht erscheinen, vom silberhaarigen Greise bis zu den kleinsten »Bübeln« hinab, die bei den ersten ledernen Hosen angelangt sind. Ob es den Bauernsöhnen in Schenna in Folge der Lebenszähigkeit der Alten noch immer so schwer gemacht wird zu heirathen, wie Beda Weber erzählt, nach dessen Angabe »schon das Grau in ihren Haaren blühe und das fünfzigste Jahr durch ihre Adern schleiche«, wenn der Tag der Hochzeit gekommen, weiss ich nicht und ebenso wenig, ob die heutigen Schennaer ihre Nachbarn in Passeier noch ebenso listig zu übertrumpfen verstehen wie damals, als es sich um den Besitz zweier Alpen handelte. In diesem Streite soll der Zuspruch oder Abspruch der Alpen schliesslich von einem den Schennaern auferlegten Eide abgehangen haben. Einer von ihnen, der von der Ungerechtigkeit der Forderung seiner Gemeinde völlig überzeugt war, glaubte der Beschwerniss schlau zu entkommen, indem er einen Löffel auf den Hut und heimische Erde in seine Schuhe steckte. Darauf that er folgenden Schwur: »So wahr der Schöpfer über mir und die Erde unter mir ist, ich stehe auf eigenem Grund und Boden«. Das geschah im Gebiete der bestrittenen Alpen. Der Bauer hatte aber kaum ausgeredet, als ihn auch schon der Teufel beim Kragen hatte und mit ihm durch eine Bergwand fuhr. Die irdische Gerechtigkeit scheint sich aber um dieses Ereigniss wenig bekümmert zu haben, denn die Alpen wurden den Schennaern dennoch zugesprochen.



Labers

Durch das Oberdorf und über Bergwiesen ansteigend gelangen wir zu dem St. Georgenkirchlein, das einst als Capelle dem Schlosse Alt-Schenna angehört hat, aus dessen Mauerresten sich einige der Bauernhöfe in der Nähe gegründet haben sollen. Dieses Georgskirchlein sieht eigenthümlich genug aus: ein kreisrunder Bau mit einer aus vier Gewölbekappen bestehenden Kuppel eingedeckt, die im Innern von einem runden Pfeiler gestützt wird. Grosse Fresken sind unter der Tünche der Wände zu erkennen und harren der Wiedererstehung. Das Kirchlein ist ferner durch einen allerdings mit barocken Zuthaten behafteten Altarschrein ausgezeichnet, dessen Figuren, St. Georg, die hl. Jungfrau und die hl. Anna, als Meisterwerke der Holzplastik des 15. Jahrhunderts zu gelten haben. Vom Kirchlein auf angenehmen Wegen in der Richtung gegen die Naifschlucht abwärts steigend, ist in kurzer Frist Schloss Gayen, eine echte alte Ritterveste, zu erreichen, die in langst vergangenen Zeiten manchen harten Strauss zu bestehen gehabt. Aus stark vorgeschrittenem Verfalle wurde sie von den letzten Besitzern wieder in wohnlichen Zustand versetzt und der gegenwärtige Schlossherr auf Gayen, Herr Ahrens, ist auf dem besten Wege, ihren Namen zu einem sehr bekannten und beliebten zu machen. Es werden vor den Mauern der Burg zwar keine Ritter und Bauern mehr todtgeschlagen, woraus einiger Ruhm erwachsen könnte, aber Reben edelster Artung gepflanzt, aus welchen ein Wein hervorgeht, der neben dem Rametzer zu den neuesten Ehrentiteln Meran's zählt.

Wer sich von Schloss Gayen noch weiter in die Naifschlucht hineinwagen will, der wird daselbst nach einigem Steigen auf ein neues Schlösslein stossen, das nach dem alten Hofe, der daneben

steht, den Namen Vernaun führt. Ein Herr v. Bressensdorf hat sich diesen Hochsitz mit grossem Kostenaufwande in die herrliche Einsamkeit des Naifthales hineingebaut, die nur ab und zu im Jahre durch die Schiessübungen der Landesschützen unterbrochen wird. Wunderschön ist es, von der Höhe Vernaun's über die grüne Baum- und Wiesenpracht des Naifthales auf das sonnige Meran hinauszuschauen und hinüber zur Töll und die blauen Berge dahinter. Wunderschön ist es dann auch im kühlen Waldesschatten der Schlucht, dem tosenden Bache entlang und an dem sogenannten Einsiedler vorbei den Heimweg anzutreten, der uns wieder alle Reize nordischer und südlicher Vegetation hübsch beisammen zeigt. Im Hintergrunde der Naifschlucht schliessen die Berwände ganz grossartig zusammen, zwei geognostische Gebiete berühren hier einander, die Granitfelsen des Ifinger und der Porphyr des Haflinger Plateaus und Granit- und Porphyrblöcke füllen auch das Bett des Naifbaches aus. Hinter dem Einsiedler erweitert sich allmälig das Thal und am Ausgange der Schlucht nimmt uns ein Kastanienhain auf, und wir landen alsbald an den gesegneten Gestaden von Obermais. Links vom Wege dürfen wir noch einen Blick der unscheinbaren Hendl-Mühle gönnen, in der sich einst, wie die Sage meldet, Friedrich mit der leeren Tasche auf der Flucht von Constanz einige Zeit verborgen gehalten haben soll, bis es ihm gegönnt war, offen in Meran zu erscheinen, der ihm treu gebliebenen Stadt, und Städte und Land zum Kampfe aufzurufen gegen den Bund des Adels.



Vernaun



Labers.

Labers. Katzenstein. Fragsburg.

Wenn wir den Leser über Labers nach Katzenstein und Fragsburg führen, so muthen wir ihm zwar einen erheblichen Umweg zu; er wird es aber nicht zu bereuen haben, wenn er unserem Winke folgt und von dieser Höhe aus in genussvoller Wanderung über die freundlichen Gelände des Freibergs das Ziel zu erreichen sucht, das ihm sonst auch noch auf einem kürzeren Wege, an Schloss Trautmannsdorf vorbei, auf steilem Bergpfad, der in Windungen gegen Katzenstein hinanstrebt, zugänglich ist.

Wir überschreiten den Naifbach in der Nähe von Rametz und folgen dem gepflasterten Wege aufwärts, von dem aus wir uns an günstiger Stelle des tief unter uns auf den grünen Wiesenplan hingesetzten Kirchleins von St. Valentin erfreuen, von dem schönen Weitblick in's Thal gar nicht zu reden, der bei jeder Bergwanderung in nächster Nähe von Meran nahezu selbstverständlich ist. Von diesem Wege seitwärts führt die neue Strasse nach Schloss Labers, das seine erst in neuester Zeit erfolgte fröhliche Urstand aus sehr bedenklichem Verfalle dem jetzigen Besitzer, Herrn Neubert aus Kopenhagen zu danken hat. Auch Herr Neubert zieht in seinen Weinbergen einen guten Tropfen und hat im Uebrigen Schloss Labers zu einer der schönsten Fremdenstationen bei Meran umgeschaffen. Auch Labers hat sich hohen Alters zu rühmen; die übliche römische Herkunft wollen wir gerade nur andeuten, aber 1178 wird ein Herr Eppo von Laubers genannt, den die Grafen von Tirol mit dem Marschallamte betraut hatten. Im



Katzenstein.

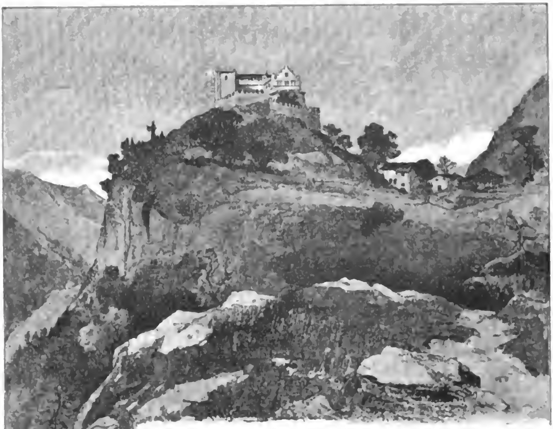
14. Jahrhunderte verschwinden die von Laubers, zahlreiche andere achtbare Personen sind ihnen dann im Besitze des Schlosses gefolgt, die aufzuzählen aber die Mühe nicht lohnen würde. Der Weg theilt sich; wir wenden uns rechts und schreiten nun auf freier Höhe über dem Thale zwischen Wiesen und Feldern dahin, voll Vergnügen, dass der Anstieg vorbei und die Bodengestaltung wieder einmal ein ziemlich ebenes Gehen gestattet. Was uns auf dem Wege zunächst auffällt, das sind die ansehnlichen Bauerngehöfte, die über den Berg zerstreut sind, und die riesigen Kastanienstämme, an denen wir vorbeikommen. So geht es geraume Zeit weiter, bald etwas aufwärts, bald wieder abwärts, aber sanft und gelinde, immer das kuppige Vorland und den Föhrenbüschel des Sinnichkopfs vor uns und daneben den Felsen, auf dem Fragsburg thront, bis wir unter uns eine kleine Veste auftauchen sehen, nicht ohne nahe Beziehung zu einem Bauernhause, keck und verwegen in's Thal hinausschauend: Schloss Katzenstein. Es braucht einen grossen Bogen, um zu dem ritterlichen Wesen hinabzukommen, das im 14. Jahrhunderte den Herren von Katzenstein zu eigen war, die sich übrigens in der tirolischen Geschichte nur auf dem Meraner Landtage vom Jahre 1361 bemerkbar machen, der nach neueren Forschungen gar nie stattgefunden hat. Schloss Katzenstein war vor wenigen Jahren bei einem hässlichen Zustande recht fühlbaren Verfalls angelangt, aus dem es aber der vorletzte Be-

sitzer, Oberlieutenant Huber, glücklich errettete, der die Veste mit gutem Verständniss nach aussen wie nach innen herstellen und für menschliche Wohnbedürfnisse ganz niedlich in Stand setzen liess. Jetzt macht sie, wie schon erwähnt, den besten Eindruck mit ihren Thürmen und Zinnen, Giebeln und Erkern, zu denen wilder Wein und Epheu sich hinaufrankt.

Hart neben dem Schlosse hat sich ein Bauernhof angesetzt, der sich jetzt zur »Restauration« emporgeschwungen, eine Verwandlung, die sehr willkommen ist, wenn sie auch nur das Wenige hält, was sie verspricht. Ueber eine hölzerne, aus sechs Stufen bestehende Freitreppe gelangen wir, an der rauchgeschwärzten Küche vorbei, in die getäfelte Gaststube und von dieser auf eine geräumige aufgemauerte Terrasse, von der sich wieder einer jener Ausblicke auf das Etschland bietet, deren wir nun schon viele ähnliche genossen. Aber auch hier ist durch die Verrückung des Standpunktes ein neues Bild desselben Gegenstandes geschaffen, an dem nur Eines wieder dasselbe ist wie bei allen anderen, das Entzücken, mit dem wir es betrachten. Das Bild beherrscht hier, gegen Norden gewendet, Meran, das wir von keinem anderen Punkte so fein säuberlich auseinandergelegt mit allen seinen Haupt- und Nebensachen betrachten können. Es ist die richtige Vogelperspective namentlich für die Ansicht von Mais, dessen alte Burgen sich ernst und würdig aus dem sie umgebenden Villengewimmel herausheben. Der Kiechelberg fliesst in sanfter Abdachung mit den Maiser Rebengeländen zusammen, wodurch die Thalweitung von Ost nach West umso grösser erscheint. Im Uebrigen finden wir lauter alte Bekannte in dem Wunderkreis, den unser Auge die Hohen entlang beschreibt: die Zenoburg und Tirol, St. Peter und Durrnstein, Algund und Plars, Marling und Lebenberg, Lana und Brandis und so Vieles, was dazwischen liegt.

Schloss Katzenstein wird von Meran aus weniger besucht, als es seiner wundervollen Lage wegen eigentlich verdient. An dem halben Dutzend Spätherbstnachmittage, die ich bisher da oben verbrachte, hatte ich nur ein einziges Mal Gesellschaft getroffen; die blieb mir aber in Erinnerung. Es war an einem wunderschönen Octobertage, nur etwas warm. Ich war auf dem Katzensteinweg heraufgekommen, der seine steigende Tendenz bis nahe beim Schlosse beibehält und eben, den Schweiss von der Stirn wischend, in den Hof getreten, als mir aus der geöffneten Stallthüre zur

Linken ein junger Mann in Reitertracht in die Quere kam, in dem ich unschwer George, den Jockey des Meraner Reitclubs erkannte. Wir begrüssten uns mit Freundlichkeit und er schmunzelte ein wenig, wie er immer lächelt, wenn er vergnügt ist. Ich fragte ihn, mit wem er gekommen sei. Mit einer Dame und zwei Herren, Fremde, noch unbekannt. Ob die Dame jung sei? Sehr jung. Schön? Sehr schön. Wir begrüssten uns wieder in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen, George zeigte wieder sein leisestes Lächeln. Dann stieg ich die oben erwähnte Freitreppe hinan, kam aber nicht weit, denn schon bei der Küchenthüre musste ich stille halten. Es war auch die kleine Mühe werth. Eine junge Dame im geschürzten Reitkleide stand vor dem offenen Herde, auf dem ein lustiges Feuer brannte, und war mit der Bereitung irgend einer Eierspeise beschäftigt, wie ich aus dem gelben Inhalt der Pfanne schloss, die sich über dem Feuer befand. Ihr Antlitz, von Flammengluth übergossen, konnte ich nur zur Hälfte erspähen, aber es genügte, um zu erkennen, dass George die Wahrheit gesprochen. Auf der anderen Seite des Herdes stand noch Jemand, ein Jüngling, der sich für das Kochgeschäft am Herde riesig zu interessiren schien, denn er starrte unverwandt in die Pfanne hinein, um welche zehn feine Fingerchen liebevoll bemüht waren. Gesprochen wurde kein Wort; wozu auch? Ich wandte mich lautlos und schritt auf die Terrasse hinaus, um dort die Vollendung des Küchenereignisses abzuwarten. Dort befand sich auch das dritte Glied der Gesellschaft, ein älterer Herr, der, ein Glas Wein vor sich, an dem einzigen Tische sass, behaglich in's Land hinaussah und dazu eine Cigarrette rauchte. Man konnte ihn für den Vater der jungen Dame halten. Nun erschien sie, die Pfanne in beiden Händen, fröhlich lachend in der Thüre, ein flüchtiger Blick aus blitzenden Augen streifte den Fremden und schien es gar nicht ungern zu vermerken, dass sich in diesem ein neuer stummer Bewunderer eingefunden. Bewunderung aber verdiente diese reizende Gestalt, deren schlankes Ebenmass in dem enganliegenden Reitkleide voll zur Geltung kam, dieses feingeschnittene jugendübermüthige Gesichtchen mit dem reichen Blondhaar, das in kleinen Löckchen die Stirn umkrauste und rückwärts in den Nacken gesteckt war. Sie hatte mittlerweile das Werk ihrer Kochkunst auf den Tisch gestellt und mit einem munteren „Greift zu meine Herren!" selbst Platz genommen, ihr zur Linken der Küchengehilfe, sichtlich verstimmt und fortdauernd schweigsam, zur Rechten der väterliche



Schloss Fragsburg.

Begleiter, voll freundlicher Aufmerksamkeit für seine Nachbarin. Ich verschwand wieder, da ausser an dem Tische der Drei keine Sitzgelegenheit mehr draussen frei war, und zog mich in die Stube zurück, mich dort mit dem Ausblick durch das offene Fenster begnügend und durch dasselbe hie und da auch Worte der auf der Terrasse geführten zweistimmigen Unterhaltung vernehmend. Nach einer Weile schritt der ältere der beiden Herren durch das Zimmer und ich hörte ihn im Hofe nach dem Bauer verlangen und dann mit diesem die Rechnung begleichen. Auf der Terrasse war es erst ganz stille geblieben, plötzlich drang aber ein nicht misszudeutendes Geräusch an mein Ohr: ein, zwei, drei Küsse, leise aber doch gut vernehmbar; dann ein vierter und die Worte: »Dies ist aber der letzte, Albert; ich bitte dich, sei vernünftig.« Gleich darauf kam die junge Dame durch's Zimmer, die Reitgerte unter dem Arm und eben damit beschäftigt, den linken Handschuh über das Gelenk zu streifen. Ihr folgte alsbald auch Herr Albert, trübselig und finster, er war mit

dem Arrangement offenbar nicht zufrieden. Unten im Hofe standen die Pferde bereit, George half der süssen Last mit Gewandtheit in den Sattel, die beiden Begleiter stiegen ebenfalls auf und dann ging's zum Thor hinaus, die weibliche Jugend und das männliche Alter voran, die männliche Jugend hinterdrein. Des Rathsels Lösung aber erfolgte in den nächsten Tagen in Meran, wo man Alles erfährt, auch was man nicht erfahren will. Der alte Herr war seit Kurzem der Gemahl der jungen Dame, und Albert's Vater. Ihn und seine jugendliche Gemahlin bekam ich noch des Oefteren zu Gesichte, Albert aber war verschwunden. Die Geschichte ist nicht neu, aber auf dem Katzenstein ist sie hoffentlich zum erstenmale vorgekommen.

Durch einen Kastanienwald geht es von Katzenstein in wenigen Minuten zur üppig umwucherten Schlucht des Sinnichbaches mit ihren steilaufragenden Felsen und den tosenden Wassern, die dem Thale zueilen. Eine Brücke führt uns an das jenseitige Ufer, wo wir nach wieder einigen Minuten eine freie Felsplatte erreichen, von der sich ein hübscher Anblick der Fragsburg ergibt, der höchsten Burg in der Gegend, der näher zu kommen aber heutzutage gefährlich ist, da sie von bissigen Hunden bewacht wird, die ihr Amt im Dienste des gegenwärtigen menschenfreundlichen Besitzers der Burg verrichten. In respectvoller Entfernung an dem Schlosse vorbeizuziehen, um zu dem schönen Wasserfalle des Sinnichbaches zu gelangen, ist nur mit Erlaubnissschein gestattet; allen übrigen Sterblichen ist selbst der Zutritt in die waldige Umgebung der Fragsburg verboten. Die meisten Menschen werden sich darüber zu trösten wissen. Die Fragsburg war allezeit ein Lehen der Grafen von Tirol, das im Laufe der Zeiten vielfältig vergeben wurde, zuletzt an die Meraner Grafen von Mamming, bei denen es durch zwei Jahrhunderte verblieb, von 1812 ab als freies Eigenthum. 1835 kaufte es der braunschweigische Hofopernregisseur Julius Cornet, ein Tiroler, bei dem die Freude an dem abgelegenen Hochsitz nicht lange vorhielt, denn nach einigen Jahren schon ging die Fragsburg an einen Bauer über, von dem sie der jetzige Besitzer, Herr Erwin, erwarb. Die Fragsburg und der schöne Fleck Erde, auf dem sie steht, hat vor nicht langer Zeit eine poetische Verherrlichung in dem Romane Felix Dahn's »Die Kreuzfahrer« gefunden, der uns in die Zeiten Friedrich's von Staufen und Herrn Walther's von der Vogelweide zurückversetzt und ein tragisches Schicksal auf dieser Burg sich erfüllen lässt.



Kastaniengruppe bei Partschins.

Partschins. Naturns. Dornsberg.

An einem schönen Frühlingsmorgen durch König Laurin's Rosengarten den Rebenhügel von Algund hinan zu schlendern ist ein Vergnügen, das wir jedem Leser dieses Buches wünschen. Das ganze Thal zu unserer Linken und die Töll hinauf ist ein einziger Blüthengarten, auf den ein strahlend reiner Himmel niederschaut, jedes Haus am Weg, Kirchen und Schlösser in der Runde und das weite Etschland draussen sind wie in Licht getaucht, und unsere Sinne feiern ein Auferstehungsfest. Wem übrigens ein Frühlingsmorgen für diese Wanderung nicht zu Gebote steht, der mag sie auch an einem Septembertage wagen, wo die Rebengelände in ihrem glänzendsten Grün erprangen, die Blüthen sich in goldige Früchte gewandelt haben: er wird kaum weniger entzückt sein. Sicherlich aber gibt es keine Stelle in Tirol, den Bozener Boden etwa ausgenommen, wo der Frühling mit so sieghafter Schönheit über die Fluren schreitet, wie auf dieser sanft geneigten Thalbucht von der Töll gegen Meran.

Algund zählt nicht nur zu den ältesten, sondern auch zu den wohlhabendsten Pfarrdörfern Tirol's, und der unter diesen Umständen

doppelt auffallende Mangel einer Burgruine wird durch das Vorhandensein eines Dominikanerinnenklosters genügend erklärt, dessen frommweiblicher Inhalt jedoch seit Kaiser Josef's Zeiten verschwunden ist. Das Klostergebäude, heute sehr ärmlichen Aussehens, befindet sich in jenem Dorftheil von Algund, der sich Steinach nennt, una seine Gründung wird auf Frau Adelheid, die Tochter Adalbert's, des letzten Grafen von Tirol und Gemahlin Meinhard's III. von Görz zurückgeführt, nicht mit Sicherheit zwar, aber doch glaubwürdig. Heute gehen klaffende Risse durch das Gemäuer des Hauses, vielerlei alltägliche Hantierung hat sich in Stuben und Läden niedergelassen, Kinder spielen an den Fenstern



Partschinser Wasserfall.

und im Hofe: alles Zeichen, dass es seiner ursprünglichen Bestimmung längst entfremdet ist. Was aus den zarten fürstlichen Gebeinen geworden, die sich hier zur letzten Ruhe gebettet: einer Königin Johanna von Schottland und Königin Adelheid, Tochter Heinrich's von Böhmen und Tirol — deren Titel aber nicht recht zu begreifen — ist auch nicht mehr zu errathen.

Wir aber wandern — und es ist wirklich ein farbenprunkender Spätherbsttag — über die Rebenhügel von Algund an St. Hippolyt vorbei, auf die alte Strasse hinüber, die am rechten Ufer der schäumenden Etsch gegen die Töll hinanführt, die wir auf ihr auch bald erreichen, bei der sogenannten Römerbrücke, die, wenn nicht selbst römischen Ursprungs, doch jedenfalls eine römische Vorgängerin an dieser Stelle gehabt hat. Die Töll bezeichnet die energische Thalstufe, die in's obere Etschthal, in den Vinstgau führt, und war durch alle Jahrhunderte, seit hier die Strassenzüge von Maja-Meran zusammengeführt, — die Via Claudia Augusta führte ebenfalls durch das Venostenthal — durch eine Zollstätte ausgezeichnet. Ein römischer Meilenstein und das Piedestal eines Denkmals der Diana wurden auf der Töll gefunden. Der erste zeigt folgende Inschrift:

Ti. Claudius Caesar.
Augustus. Germanicus
Pont. Max. Trib. Pot. VI.
Cos. Desig IIII. Imp. XI. P. P.
Viam. Claudiam. Augustam.
Quam. Drusus. Pater. Alpibus
Bello Patefactus Derexerat
Munit. A. Flumine. Pado At
Flumen. Danuovium. P. M.
P. CC. . . .

Das Piedestal der Ara Dianae, das sich jetzt im Ferdinandeum zu Innsbruck befindet, ist, nach der Beschreibung C. Stampfer's in dessen »Vorgeschichte Meran's«, aus gemeinem Kalksteine gearbeitet, 3 Schuh und 3 Zoll hoch, 1 Schuh und 9 Zoll breit. Oben auf demselben ist eine Nische angebracht, geeignet zur Aufstellung einer Bildsäule. An der Vorderseite ist folgende Inschrift angebracht:

In H. D. D.
Sanct. Dianae.
Aram Cum. Sign. Ae
Tetus Augg.
N. N. Lib. P. P. Stat. Maj
Jens. XXXX. Gall. De
Dic. Id. Aug. Praesent C.

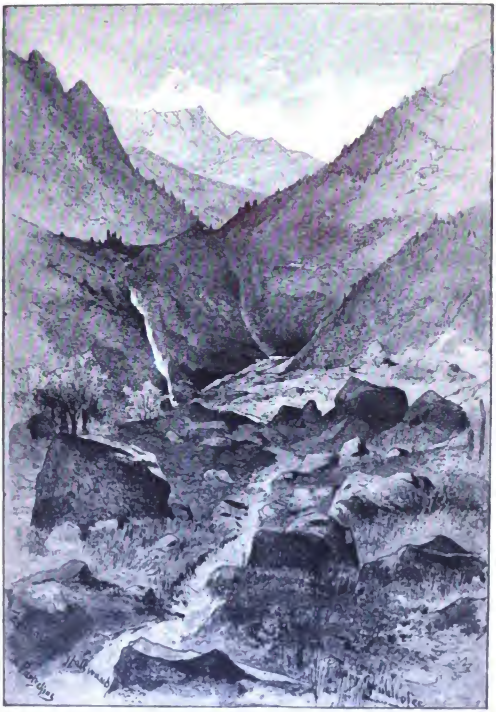
J. Mommsen liest diese Inschrift folgendermassen: In honorem domus divinae sanctissimae Dianae aram cum signo Aetetus Augustorum nostrorum libertus Praepositus Stationis Majensis quadragesimae Galliarum dedicavit id. Aug. Praesente Cos. *)

Selbst die glühendsten Alterthumsfreunde aber werden eingeladen, wenn sie die Töll erreicht haben, des guten Aetetus nicht weiter zu gedenken, sondern sich umzudrehen und stille zu halten und in die Landschaft hinabzuschauen, aus der sie soeben gekommen. Tiefe Schatten sendet der Marlingerberg zu unserer Rechten über das Thal, draussen aber im Sonnenlichte ruht Meran, von goldigen Fluthen übergossen. Jedermann wäre es eigentlich anzurathen, von Landeck den Vinstgau herab nach Meran zu kommen, der frohen Empfindungen wegen, die ihn dann auf der Töll erwarten. Hier endet das nordische Alpenthal, durch das er seit Tagen gewandert, und vor seinen trunkenen Blicken thut sich ganz plötzlich das Etschthal auf, mit allen seinen Reizen. Wild schäumt die Etsch zu seinen Füssen in das Thal hinab, als könnte sie den Augenblick nicht erwarten, in strahlendem Silberglanz gesegnetere Fluren zu besäumen, sanft und weich steigen die Fruchtgelände von ihrem Ufer empor, das ganze Thal in einen Garten wandelnd bis weit hinauf zu den Höhen, wo die Schlösser und Burgen thronen, und hinüber bis an die Mauern Meran's, das gleich einem Märchenkinde in diesem Reichthum gebettet liegt.



Hochnaturns

*) Nach neueren Erhebungen soll die Ara Dianae nicht auf der Töll, sondern weiter oben auf der Höhe von Partschins, am Eingange ins Zielthal aufgefunden worden sein. (Angabe von Lehrer Menghin in Meran.)



Zielthal.

Der Augenblick ist nicht leicht auszukosten, und jubelnd geht es dann die Töll hinab, getrieben von der uralten Sehnsucht nach Licht und Wärme, die tief im Gemüth des Deutschen wurzelt, stürmend und unaufhaltsam bis nach Meran hinein, falls sich nicht das Forster Brauhaus als ein doch nicht ganz zu umgehendes Hinderniss erweisen sollte.

Wir aber verlassen beim Töllwirthshause die Strasse und schlagen rechts einen Seitenpfad ein, der quer über die Wiesen und Felder gegen Partschins hinüber führt, dessen Häuser wir alsbald gewahren. Partschins ist auf dem Wege in den Vinstgau der letzte Ort, der noch zum Theil in den Gesichtskreis Meran's fallt, und so recht an der Grenze zweier klimatischer Zonen gelegen. Es gilt schon als Sommerfrische und besitzt eine Reihe hübscher Wohnhäuser, welche dieser Bestimmung ihre Entstehung verdanken. Die Lage am Ausgange der Schlucht des Zielbaches unter den Abhängen der nördlichen Bergwand ist ganz reizend, und das Dorf voll intimer malerischer Details, zu deren Entstehung Bauernhäuser und Edelsitze gleichmässig beitragen. Unter letzteren sind zu nennen die Stachelburg, Gaudententhurm und das stattliche Spauregg, den Rittern von Goldegg gehörig. Die Stachelburg ist die Stammburg der Grafen dieses Namens, deren letzter männlicher Sprosse 1809 in der ersten Schlacht am Berge Isel im Kampfe gegen die Baiern gefallen.

Partschins wird von Meran aus vornehmlich des Wasserfalls wegen besucht, den der Zielbach weiter hinten im Thale bildet. Die Unternehmung ist thatsächlich zu empfehlen, weniger des Wassersturzes wegen, der, so hübsch er auch ist, keineswegs zu den ansehnlicheren seines Gleichen in den Tiroler Alpen gehört, als wegen der prächtigen Hochgebirgsnatur, die ihn umgibt, und für deren charakteristische Erscheinungsformen wir um so empfänglicher sind, als wir eben erst die Rebengelände Meran's verlassen haben. Bis zur Mündung des Thales begleitet uns noch die Edelkastanie und nimmt Abschied von uns in einigen prächtigen Exemplaren, die hoch über dem Wege einen Bauernhof mit ihrem weiten Geäste umschirmen, in seltsamem Contrast zu den schneeigen Bergspitzen, die auf sie herniederschauen. Dann aber bedarf es nur noch einer kurzen Strecke, um uns mitten in die Steinwüstenei eines Thalabschlusses zu versetzen, in den von allen Seiten die Schutt- und Geröllmassen niedergehen. Zur Linken vor uns tost



Dornsberg.

der Wasserfall herab, während im Hintergrunde der schöngeformte Gipfel der Gfallwand das Bild beherrscht, das eindrucksvoll genug ist, um unsere Bewunderung zu erregen.

Etwa anderthalb Stunden von der Töll aufwärts im Thale der Venosten, das hier etwas einförmig zu werden beginnt, befindet sich das Dorf Naturns, das für uns vor Allem durch die Nähe des Schlosses Dornsberg, eigentlich Tarantsberg zu nennen, merkwürdig ist, obwohl es auch über eine eigene Burg Hochnaturns verfügt, die einige Beachtung verdient. Hochnaturns steht nämlich sehr stattlich über dem Dorfe und verleiht demselben ein romantisches Aussehen, in seinem Innern birgt es aber nichts Sehenswerthes, es wäre denn die hübsche junge Bauerin, die mit ihrem Bauern und jetzigen Schlossherrn das ritterliche Gemäuer bewohnt. Dornsberg aber, die Burg der Taranten, ist eines der wenigen Schlösser in der Gegend von Meran, die, von ihrem einnehmenden Aeusseren abgesehen, auch dadurch sehenswerth sind, das sie, zum Theile wenigstens, ihren alten Hausrath noch nicht an Antiquitätenhändler und Museen abgegeben haben.

Der Weg von Naturns nach dem Schlosse führt, nachdem man die Etschbrücke überschritten, durch Erlenauen über den sumpfigen Thalgrund bis hart an den Fuss des nicht allzu hohen

Hügels, auf dem sich die Mauern der Tarantenburg aus freundlicher, grüner Umfriedung, die von Erlen und Kiefern und dichtem Buschwerk besorgt wird, erheben. Der Eingang zum Schlosse ist an der Bergseite zu suchen und wir gelangen da zunächst in den äusseren Schlosshof, allwo das wehrhafte Gepräge der Veste auch heute noch sehr kräftig zur Geltung kommt. Ein tiefer Graben trennt uns vom Schlosse, über den eine Zugbrücke führt, die allerdings seit Menschengedenken und darüber hinaus nicht mehr aufgezogen worden sein dürfte. Thurm und Mauern des zweiten Vorbaues, der diesen Uebergang bewacht, sind noch in gutem Stande und dessgleichen auch der gedeckte Wehrgang, der um dieselben führt. Mit dem Ueberschreiten der Zugbrücke haben wir aber den Eingang



Dornsberg

in das Schloss nicht völlig errungen. Es gilt erst einen langen dunklen Gang zu passiren, in dem, wenn er vertheidigt wurde, das Vordringen etwas unangenehm gewesen sein dürfte, bis wir in den inneren Schlosshof kommen. Dieser Schlosshof ist das erste Prachtstück des Hauses, etwas heruntergekommen zwar, aber auf seine einstige Vornehmheit doch noch zu würdigen. Marmor-Gallerien umziehen ihn, zu denen wir auf einer Freitreppe gelangen, und die reiche Wappenmalereien aufzuweisen haben, vielfach be-

schädigt, aber doch von guter Wirkung. Unter den Räumlichkeiten im ersten Stockwerke ist vor Allem die Capelle schätzenswerth mit ihrem schönen Holzplafond, mit mancherlei altem Kirchengeräth und einigen Kastchen von wirklichem Kunstwerth. Die Zimmer haben einen grossen Reichthum an Familienbildern aufzuweisen und zahllose Herren und Frauen von Annenberg, Grafen und Gräfinnen Fuchs und Mohr und andere Besitzer der Tarantenburg oder Verwandte derselben hängen da an den Wänden herum in Costümen aller Art, mit Staats- und Werkeltags-Gesichtern. Unter allen aber leuchtet ein Antlitz heraus, obwohl es in einem ziemlich dunkeln Winkel hängt, ein Antlitz mit rosigen Wangen und feuchten blauen Augen, voll jungfräulicher Anmuth und Frische, das aber doch einer Frau angehört, einer Gräfin Anna Katharina Fuchs, geb. Gräfin Wolkenstein. Was dieses Gesichtchen wohl noch Alles erlebt haben mag, seitdem es in dieser reizenden Gestaltung auf die Leinwand kam, denn da steht noch gar nichts auf ihm geschrieben, nicht einmal die Hochzeitsnacht. Es lächelt dich an und scheint dir frohgemuth zuzunicken: »Du fragst mir lange gut, denn ich habe ausgelebt und ausgeliebt und war so vorsichtig und weise, kein Tagebuch zu hinterlassen.« Das Bild trägt die Jahrzahl 1679 und ist gut gemalt.



Dornsberg.

Dem Dornsberger Schlosse wird auch ein reiches Archiv nachgerühmt, das sich neben dem Ahnensaale befindet, in dem einige riesige Stammbäume die Aufmerksamkeit der Besucher erregen. Der Zutritt zu den Urkundenschätzen ist aber nur mit Erlaubniss des Besitzers des Schlosses, Baron Giovanelli zu Hörtenberg bei Bozen, gestattet. In diesem Archiv befand sich vordem die vom Schloss Montani bei Latsch stammende Handschrift des Nibelungen-

liedes, jetzt ein Schatzstück des Berliner Museums. Was das Schloss sonst noch enthält, sind einige alte Schränke, Tische und Waffen, die sich aber angenehmer besehen als beschreiben lassen.

Tarantsberg soll von den Edlen dieses Namens im Jahre 1217 erbaut und bis in die Tage Ludwigs von Brandenburg behauptet worden sein, der es ihnen nebst allen ihren anderen Besitzungen mit wenig Freundlichkeit abnahm, als es daran ging, den tirolischen Adel Fürstenmacht fühlen zu lassen. Seine heutige Gestalt dankt die alte Veste den Fiegern, einem Patriziergeschlechte zu Hall im Innthale, das die Burg durch Heirath von den Edlen von Annenberg erworben. Dominicus von Fieger und seine Gemahlin Veronica Spech von Zwiefalten waren es, die das Ereigniss um 1540 vollzogen.





Schloss Brandis.

Burgstall. Lana.

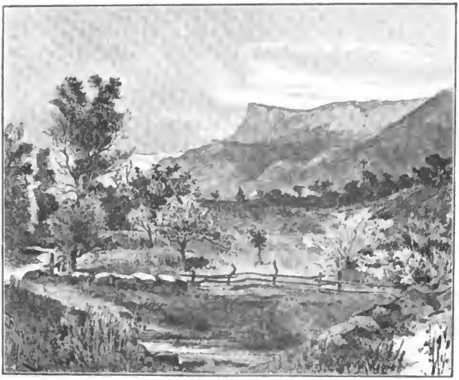
Einer der wenigen Wege, die von Meran nach irgend einer Weltgegend hin ebenaus führen, ist der nach Burgstall: es ist die Strasse, die dann weiter nach Bozen geht. Wer zu Fuss nach Lana will, der wird dies über Marling oder über Vorst und Marling thun, zu Wagen oder zu Pferde aber bietet die Bozener Strasse die bessere Gelegenheit. Sie zieht erst eine lange Weile durch Untermais hin und dann an einigen Merkwürdigkeiten vorbei, die aber leider nicht mehr vorhanden sind. Eine halbe Stunde nämlich von Meran eröffnet sich zur Rechten der Blick auf die Stelle, wo sich zu Zeiten der obersten Gerichtsherrlichkeit Meran's Galgen und Rad der ehrwürdigen Landeshauptstadt befunden, und eine Strecke weiter nähert sich die Landstrasse dem Sinnichkopf, auf dem die in unserem geschichtlichen Ueberblick bereits erwähnte rätische Hochwarte gestanden, die, seitdem sie die Schaaren des Drusus über den Haufen geworfen, nicht anders als in Trümmern zur Nachwelt gesprochen. Dr. Tappeiner hat diese Entdeckung gemacht und in seinen Studien zur Anthropologie

Tirols« folgenden Befund darüber abgegeben. Die Mauerreste — von den Anrainern das alte Schloss genannt — befinden sich nahe an der Spitze des etwa 600 Fuss über der Etsch erhabenen Felsenkopfes mitten im Föhrenwalde. »Ich fand nirgends eine Spur — so berichtet Dr. Tappeiner — weder von Mörtel noch von einer Bearbeitung der Steine; es waren nur rohe, aus unbehauenen Steinen verschiedener Grösse errichtete Mauerreste, welche an einzelnen Stellen (Süd- und Ostseite) noch ein paar Fuss hoch erhalten, an den anderen Seiten aber ganz zu Schutthalden zerfallen waren.« Diese Mauerreste, die auch heute noch zu sehen sind, laufen im Geviert um den Felskopf herum; der Durchmesser des eingeschlossenen Raumes misst 64 bis 70 Schritte. Die Dicke der Mauer ist, wo sie noch erhalten, sehr ansehnlich und beträgt über 6 Fuss. Die ursprüngliche Höhe schätzt Dr. Tappeiner auf 6—7 Fuss. »Innerhalb dieses äusseren Ringwalls, also etwas höher und näher der Spitze, befindet sich ein innerer und engerer Ringwall, dessen östliche und nördliche Seite man noch deutlich erkennen kann. An der West- und Nordseite des Felsenkopfes, etwa 50 Fuss tiefer als der äussere Ringwall, findet man an den vorspringendsten Stellen des Kopfes abgesonderte Mauertrümmer, ohne Zweifel Reste isolirter Warten.« Die Nachgrabungen, die Dr. Tappeiner 1880—81 innerhalb und ausserhalb des Ringwalls 6 Fuss tief vornehmen liess, förderten eine schwarze kohlige Erdschichte mit gebrannten Lehmstücken, Thierknochen vom Rind, Schaf und Eber, grösstentheils roh bearbeitete Topfscherben, das Bruchstück eines Bronzegefässes mit schöner Patina und die Hälfte eines bearbeiteten Granitsteines, der wahrscheinlich einer Handmühle angehört hatte, zu Tage. Von Prof. Wieser in Innsbruck und Prof. Johann Ranke in Munchen wurden diese unsterblichen Ueberreste als dem älteren Bronzezeitalter angehörig anerkannt.

Der Sinnichkopf ist auch noch dadurch merkwürdig, dass sich in seiner Nähe eine der letzten Episoden des Tiroler Befreiungskampfes im Jahre 1809 abspielte. Auf dem Rückzuge, den der französische General Rusca nach dem unglücklichen Gefechte auf dem Kiechelberge in der Nacht des 17. November gegen Bozen angetreten hatte, wurde ihm nämlich hier ein sehr unwillkommener Empfang bereitet. Die Bauern von Lana und Vöran hatten die Strasse abgebrochen und einen Verhau angelegt und überraschten die Flüchtenden mit einer Steinbatterie, die von der Höhe nieder-

donnerte, und lebhaftem Gewehrfeuer. Nur mit schwerer Mühe gelang es den Franzosen sich durchzuarbeiten, und sämmtliche Bagage- und Munitionswagen sowie eine Kanone blieben den Bauern als Beute. Heute werden am Sinnich Steine gebrochen und zur anderen Seite der Strasse hat sich ein malerisches Lager der hiebei beschäftigten Arbeiter niedergelassen. Ein buntes Treiben entwickelt sich namentlich zur Abendzeit vor diesen Hütten; hier wird die goldige Polenta zum Mahle bereitet, dort hat sich an einem der Tisene eine lebhafte Unterhaltung über den Kaiser von Oesterreich und den König von Italien, die beide nicht genug zu schätzen, entsponnen, zu der eine Nummer des »Raccoglitore«, die der Eine in der perrorirenden Faust hält, den anmuthigen Text geliefert zu haben scheint; aus der erleuchteten Cantine ertönt Musik und Gesang, und Alles was man sieht und hört hat Eine Farbe und Einen Klang: Italien. Wir befinden uns noch auf gutem deutschen Boden, der unser bleiben soll und wird, aber dennoch wäre unseren Volksgenossen im oberen Etschthal zu empfehlen, diesen Klängen, die sich in ihrer Mitte immer lebhafter und vertraulicher vernehmen lassen, einige Beachtung zu schenken, denn sie sind längst schon nicht mehr auf Baracken verwiesen. Halb Untermais ist welsch, Burgstall und Gargazon sind es nicht minder und heute schon wird von Trient aus die Forderung nach einer italienischen Schule in Gargazon erhoben, ein Beweis dafür, dass man einige Hoffnung setzt auf diesen bescheidensten Ableger italienischen Volksthums in Tirol. Der Deutsche ist nur zu sehr geneigt, derartige Erscheinungen als geringfügig anzusehen und auf die leichte Achsel zu nehmen; er thäte darum gut, sich den Massstab für die Werthschätzung derselben bei den betreffenden Nachbarn zu holen. Er würde daraus die Erkenntniss schöpfen, dass er beispielsweise in Meran, in nächster Nähe der Sprachgrenze gegen Italien, politisch genommen kaum eine ernstere Pflicht zu erfüllen hätte, als die Unterstützung des Deutschen Schulvereins, der in Deutsch-Südtirol noch viel zu wenig Boden gefasst hat. Es ist heute anderen Nationen gegenüber keine Schande mehr, ein Deutscher zu sein, und die Curinterressen werden unter dem Eindruck einiger zum Besten des Deutschen Schulvereins alljährlich veranstalteten Concerte und Akademien sicherlich nicht zu leiden haben.

Diese patriotische Abschweifung ist etwas lang gerathen, aber der Weg vom Sinnich nach Burgstall, auf dem sich, wenn nicht



Blick auf die Mendel.

der halb mumificirte Bozener Stellwagen des Weges kommt, sonst gar nichts Heiteres ereignet, ist es nicht minder.

Burgstall ist ein höchst bescheidenes Dorfchen, das sich zu beiden Seiten der Strasse aufthut und auch in die Wiesen der Etschniederung hineinreicht, soweit sie nicht zum Ueberfluthungsterrain des bekanntlich erst seit wenigen Jahren in dieser Strecke regulirten Flusses gehören. Hinter einem kurzbewaldeten Bühel zur Linken unter den Porphyrfelsen des Haflingerberges guckt die Kirche neugierig in's Thal, als wäre sie auf dieser Höhe eben stehen geblieben, um die schöne Aussicht zu bewundern. Unfern der Kirche deuten spärliche Mauerreste die seit Jahrhunderten verschollene Existenz der Veste Burgstall an, deren Ruinen gleichwohl noch lange Zeit, nämlich bis 1810, eine eigene Gerichtsbarkeit festgehalten haben, deren von den Grafen Spaur ernanntes Oberhaupt sich aber in Meran niedergelassen hatte, dort wo heute das Hotel Hassfurther gastfreundlich an ihre Stelle getreten. Der einzige Herr von Burgstall, der von sich reden gemacht, hat dies vor mehr als 500 Jahren

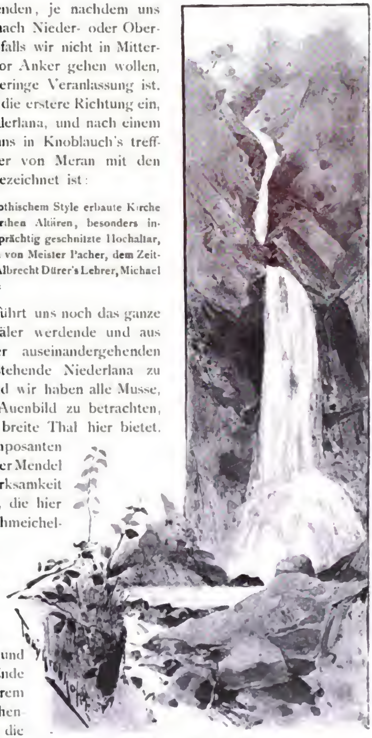
unternommen, aber in sehr ausgiebiger Weise. Volkmar von Burgstall war es, der sich zu König Heinrich's und der Margarethe Maultasch Zeiten, durch kühnen Muth im Felde und vielseitige Begabung zum vornehmsten Haupte des tirolischen Adels emporgeschwungen, als welches er dann auch fallen sollte. Er war es, der in München die Unterhandlungen mit Kaiser Ludwig dem Baiern führte, um dessen Sohn die Hand Margaretha's und damit die Herrschaft in Tirol zu vermitteln, und es könnte vielleicht mit für einen Beweis für die geringe Werthschätzung gelten, die Markgraf Ludwig seiner künftigen Gemahlin entgegenbrachte, die zu ehelichen er sich nur im Auftrage seines kaiserlichen Vaters verstand, dass er Volkmar von Burgstall vor allen anderen tirolischen Edlen zum Ziele seines unversöhnlichen Hasses wählte. Am 10. Februar 1342 hatte Markgraf Ludwig seine Vermählung mit Margarethe gefeiert und schon in der ersten Hälfte des Monats Juli desselben Jahres wurde Volkmar von Burgstall in seiner Veste Spaur von dem Herzog Conrad von Teck, dem neuen Landeshauptmann und Feldherrn des Markgrafen, belagert. Volkmar wurde mit zweien seiner Söhne und seinem Bruder Oswald gefangen genommen und in enge Haft nach dem Schlosse Strassberg bei Sterzing gebracht, aus der ihn im Herbste des folgenden Jahres der Tod befreite. Die Güter Volkmar's wurden confiscirt, seine Nachkommen verliessen das Land und sollen später, nachdem sie einen Theil ihrer Besitzungen wieder erhalten, den Namen von Spaur angenommen haben. Das Schloss Burgstall aber, das zunächst an die Herren von Greifenstein gekommen war, die sich beim Einfalle Karl's IV. in Tirol ebenfalls gegen den Wittelsbacher erhoben, wurde im Jahre 1347 von Conrad von Teck eingenommen und vollkommen zerstört. Dem Friedrich von Greifenstein erlaubte dann Rudolf IV. 1363 die Burg wieder aufzubauen. Wann sie wieder in Trümmer gesunken, wissen wir nicht.

In Burgstall zweigt von der Landstrasse der Fahrweg nach Lana ab, das gerade gegenüber auf der anderen Seite des Thales liegt. Wir übersetzen die Etsch in der Nähe des Stationsgebäudes Burgstall-Lana der Bozen-Meraner Bahn, die zu diesem Ausfluge ebenfalls herangezogen werden kann, und kommen dann allmälig an das stattliche Dorf, das sich vom Ausgange des Ultenthales nahezu eine Stunde lang an der Berglehne südwärts zieht. Wir befinden uns in Mitterlana und haben nun die Wahl, uns links oder

rechts zu wenden, je nachdem uns unser Herz nach Nieder- oder Oberlana drängt, falls wir nicht in Mitterlana selbst vor Anker gehen wollen, wozu aber geringe Veranlassung ist. Wir schlagen die erstere Richtung ein, die nach Niederlana, und nach einem Ziele, das uns in Knoblauch's trefflichem Führer von Meran mit den Worten vorgezeichnet ist:

> »Alte, in gothischem Style erbaute Kirche mit sehenswerthen Altären, besonders interessant der prächtig geschnitzte Hochaltar, wahrscheinlich von Meister Pacher, dem Zeitgenossen von Albrecht Dürer's Lehrer, Michael Wohlgemuth.«

Die Strasse führt uns noch das ganze immer schmäler werdende und aus immer weiter auseinandergehenden Häusern bestehende Niederlana zu Gemüthe, und wir haben alle Musse, das schöne Auenbild zu betrachten, das uns das breite Thal hier bietet, und dem imposanten Vordringen der Mendel unsere Aufmerksamkeit zu schenken, die hier ungemein schmeichelhaft zur Geltung kommt. Alles muss schliesslich ein Ende haben, selbst Niederlana, und an diesem Ende steht mit ihrem hohen freistehenden Thurme die



Wasserfall bei Brandis

Pfarrkirche, die nicht zu übersehen ist. Wir gehen um die Chorseite herum durch den die Kirche umgebenden Friedhof an einem hingeschiedenen und ehrenvoll erwähnten »Vater von zwanzig Kindern« vorbei zum westwärts gelegenen Hauptportale und treten durch dasselbe in die hochgewölbte Halle des schönen Gotteshauses, wo uns der grosse Flügelaltar sogleich, Bewunderung heischend, zur Ansicht kommt. Das herrliche Schnitzwerk und die ursprüngliche Bemalung des Altars sollen von Meister Pacher, dem erwähnten Zeitgenossen, herrühren. Diese Abkunft ist nicht ganz sicher beglaubigt, aber die künstlerische Vollendung und die feine malerische Wirkung des Lanaer Altars stellen denselben so verwandtschaftlich nahe neben die beiden berühmten Werke des Brunecker Meisters, die Altare in St. Wolfgang (1481) und Gries bei Bozen, dass die Annahme gerechtfertigt erscheint. Der Altar wurde von Knabl in München restaurirt, von dem auch die Seitenaltäre herstammen.

Unweit der Kirche sind in einiger Höhe an der Bergwand die Trümmer des Schlosses Alt-Brandis zu bemerken, zu dessen Füssen ein zweites Schloss Neu-Brandis erstand, als dem alten nicht mehr aufzuhelfen war. Mit leichter Mühe kann man sich auch einen Anblick des hübschen Wasserfalles verschaffen, den der Brandiser Bach bildet, bevor er durch die enge Schlucht, die seinen Weg bezeichnet, völlig zu Thale kommt. Die Brandiser aber, deren Namen Bach und Schlösser tragen, sind ein heute noch blühendes, seit 1654 gräfliches Geschlecht, dessen Glieder durch Jahrhunderte aus den höchsten Würden und Ehrenämtern in Tirol kaum je herausgekommen. Zwei Herren von Brandis haben sich nicht nur als Staatsmänner, sondern auch als Geschichtsschreiber versucht, so zunächst Jacob Andrä Freiherr von Brandis, Erbland-Silberkämmerer der gefürsteten Grafschaft, Landeshauptmann an der Etsch und Burggraf von Tirol (1569—1629), der so freundlich war, in seinen »Caniculares« den tirolischen Historikern ein Quellenwerk ersten Ranges zu hinterlassen. Es ist eine Geschichte Tirol's von den ältesten Zeiten bis 1542, und von den Tagen der Margarethe Maultasch ab von grösster Genauigkeit in der Aufzählung der unter jedem Landeshauptmann vorgefallenen Ereignisse. Mit grösserer Vorsicht aber zu geniessen ist »des tirolischen Adlers immergrünendes Ehrenkränzlein«, das uns Franz Adam Graf von Brandis (1639—1695) gedruckt hinterlassen hat, eine »zusammengezogene Erzählung jener schriftwürdigsten Geschichten, so sich in zehn aufeinander gefolgten

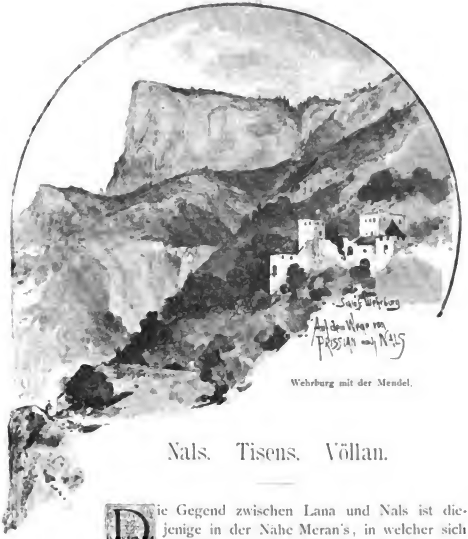


Braunsberg.

Herrschungen der fürstlichen Grafschaft Tirol von Noe an bis auf jetzige Zeit zugetragen«. — Wenn wir Lana in seiner ganzen Grösse und Ausdehnung, zuletzt an manchem gefälligen Wohnhause und stattlichem alten Edelsitz vorbei, zurückgemessen, so gelangen wir an die aus dem Ultenthale kommende Valschauer, über deren breites steiniges Bachbett eine bequeme hölzerne Brücke führt, mit Ruhebänken in der Mitte, ähnlich der Spitalbrücke zu Meran. Oberhalb dieser Brücke sehen wir die Valschauer aus einer malerischen Schlucht hervorbrechen, von deren rechter Steilwand die Veste Braunsberg herunterschaut. Die Schlucht heisst die »Gaul« und bietet in einer Ausdehnung von ca. 2 Stunden eine Fülle der grossartigsten Felsscenerien: Wasserfällen, Strudeln, Klammen etc., wie sie nicht leicht in derartiger Mannichfaltigkeit und Schönheit an einem anderen Orte Südtirols angetroffen werden dürften. Leider ist sie aber, nachdem schon im Jahre 1882 das Hochwasser den vom Alpenverein angelegten Fussteig zerstörte, nur in ihren Anfangspartien, d. h. einige hundert Meter weit zugänglich. Jenseits der Brücke erweitert sich die Strasse zu einem geräumigen Platze, eine Auszeichnung, welche dem dort befindlichen Gasthaus zum »Rössl« gilt, und auch nicht überflüssig ist, da hier an schönen Nachmittagen oft eine ganze Wagenburg aufgefahren

ist, deren Insassen munter auf einer das erste Stockwerk des Hauses besäumenden Altane sitzen, die schöne Aussicht geniessen und dazu Caffee trinken oder Forellen essen. Dieses Wirthshaus an der Valschauer Lände zu Lana ist nämlich ein beliebtes Wegziel der Ausflügler aus Meran und es ist dagegen nichts einzuwenden. Auf dieser Altane ist es zu den verschiedensten Jahres- und Tageszeiten angenehm zu verweilen, ganz abgesehen von dem 8. September, wo die berühmte Lanaer Procession zur Feier des Festes Mariä Geburt mit den schmucken Schützencompagnien und all' den Fahnen- und Ferkelenträgern unter Glockenklang und nimmer endendem Geböller unter ihm vorüberzieht. Damit wären die Merkwürdigkeiten Lana's so ziemlich erschöpft; es ist aber möglich, dass ihrer einige noch hie und da im Verborgenen schlummern.





Wehrburg mit der Mendel.

Nals. Tisens. Völlan.

Die Gegend zwischen Lana und Nals ist diejenige in der Nähe Meran's, in welcher sich der Urzustand des Etschthales am längsten bewahrt hat. Noch heute sind hier zwischen der Etsch und den Bergabhängen lange Strecken Sumpflandes zu finden, die von den durch Jahrtausende ungehinderten Ausschreitungen des Flusses herrühren, von Wassergevögeln und anderem Gethier, das solchen Aufenthalt zu lieben pflegt, bewohnt und von riesigem Schilfrohr bestanden. Die Eber allerdings, die sich hier bis in's 17. Jahrhundert erhalten hatten, sind leider ausgestorben. Abwechselnd mit dem Röhricht dehnen sich Maisfelder und Erlenauen aus, durch die ein Feldweg am Bergsaume entlang von Lana in anderthalb Stunden nach Nals führt. Auch hier gibt es wieder von einem versunkenen Dorfe zu berichten, dem früheren Lana, das, ungefähr an der Stelle, wo der Tisenser Berg senkrecht in's Thal vorspringt, vor Urzeiten gestanden haben und durch einen Bergsturz verschüttet worden sein soll, ohne auch nur eine nennenswerthe

Bodenanschwellung zu hinterlassen. Die Sage berichtet, man habe da tief in den Boden eingerammt eine grosse Glocke gefunden, von einer Wildschweinfamilie bewohnt, die, wie Beda Weber sich ausdrückt, in ihrem Tiefraume »gebrütet«. Die Glocke wurde nach der Pfarrkirche im jetzigen Lana gebracht und dient daselbst der Gemeinde als »zweite grosse Glocke«. Auch ein Madonnenbild wurde entdeckt und ebenfalls in Lana der Nachwelt erhalten. Wer übrigens von Meran nach Nals will, wird sich kaum auf diesem Wege dem letztgenannten Orte nahen, sondern es vorziehen, bis Vilpian die Bozener Strasse oder die Bahn zu benützen, um von dort nach kurzer Wanderung durch die Nalser Au das Dorf zu erreichen. Sanft steigen bei Nals aus dem Thalgrund die Weinberge an, auf deren freundliche Hänge die weissen Häuser des Ortes hingelagert sind, und der Doppelblick gegen Bozen und Meran ist auch hier schon so erfreulich und auf der über die Rebenlauben hinausgebauten Altane des Sonnenwirths so behaglich zu geniessen, dass ein Nachmittagsausflug dahin reichlich belohnt ist.

Ein grosser Theil der Häuser von Nals sieht sehr stattlich aus, was mit der guten Weinlage erklärt wird. Vordem, im 16. und 17. Jahrhundert, wurde in dieser Gegend auch ein schwunghafter Bergbau betrieben, der aber seit 1720 eingegangen ist. Hoch ober Nals, am Rand einer engen Felsschlucht, ist die in Ruinen gesunkene Veste Payrsberg zu schauen, tiefer gelegen die kleinere Schwannburg. Von Payrsberg, schon zu Heinrich des Löwen Zeiten ein Edelsitz, ist das Geschlecht der Herren von Boymont-Payrsberg ausgegangen, dessen berühmtester Sprosse Herr Jacob von Boymont-Payrsberg gewesen, Regimentsrath und Statthalteramts-Vertreter der o. ö. Lande, von Ferdinand II. wegen seiner vielen Verdienste 1568 in den Freiherrnstand erhoben. Diese Verdienste bestanden vor Allem in dem Eifer, mit welchem er für die Gegenreformation in Tirol thäthig war, und für die Einführung der Jesuiten, mit welchen er am liebsten alle geistlichen Stellen im Lande besetzt hätte, was aber doch nicht recht anging. Bei allen Vermahnungen und Aufforderungen zur Abstellung des namentlich im Etschlande noch stark verbreiteten Sektenwesens stand Jacob von Payrsberg obenan, der gleichzeitig von einem neueren Historiker ein »fast sprichwörtlich gewordener glücklicher Ehekuppler« genannt wird, ein Allerweltsmann, zu jedem Geschäfte geneigt, auch zu Geldgeschäften, die er mit seinem



Schloss Payrsberg bei Nals.

fürstlichen Herrn und wohl auch mit anderen Geldbedürftigen seiner Zeit abzuschliessen nicht verschmähte. Für 15000 fl., die er dem Herzog Ferdinand II. lieh, musste ihm dieser ausser den üblichen Zinsen noch 400 Gulden Provision und eine Erhöhung seines Jahrgehalts von 570 auf 700 Gulden verschreiben. Auch als einen der ersten Touristen haben wir Jacob von Payrsberg zu verehren; er hat zu wiederholten Malen die seiner Veste Payrsberg nahegelegenen Laugenspitzen bestiegen, ein Unternehmen, das damals noch zu den Seltenheiten gehörte.

Von Nals aus ist nun die Wanderung über das Tisenser Mittelgebirge nach Völlan und Lana anzutreten, die sicherlich zu dem Schönsten gehört, was Einem an derartigen Erlebnissen widerfahren kann. Der Zauber dieser Landschaft an einem sonnigen heiteren Herbsttage, der Reichthum stets wechselnder Bilder ist nicht zu beschreiben, so unauslöschlich er sich uns auch in der Erinnerung bewahren mag. An dem nördlichen Abhang des Mendelgebirges schreiten wir aufwärts, an gähnenden Schluchten vorbei und jähen Abgründen, bis wir die Höhe von Prissian gewinnen, von der wir, wie so oft schon auf dem Wege, den Blick noch einmal nach rückwärts wenden mögen, um an dem Dolomit-Coloss der Mendel hin auf das Etschland bei Bozen zu schauen; dann nimmt uns die fruchtbare Hochebene auf, aus der wir Tisens auftauchen sehen, und zur Rechten und Linken Burgen am Waldessaum oder kühn hinausgerückt zu entzückender Fernsicht in's Thal. Durch Kastanienhaine geht es weiter in die Schlucht des Brandiserbaches, von hohem Nadelwald verdüstert, dann wieder hinaus auf die sonnige Höhe und wieder an Burgen und Kirchen und Bauerngehöften vorbei, bis sich der Bergpfad, von Nuss- und Kastanienbäumen beschattet, zum Thale neigt, in das wir bei Lana gelangen. Es gibt Ferientage des Lebens, deren Glücksgehalt in allem Schwang der Zeiten stets in uns lebendig bleibt, die bei jedem geistigen Rückschauen oder unvermitteltem Erinnern in sanftem Roth aufleuchten, wie die Sonn- und Festtage im Kalender. Zu solchen Ferientagen des Lebens wird Jeder den Wandertag zählen, der ihn diesen Weg über Tisens und Völlan geführt.

Auf dem Tisenser Mittelgebirge sollen einst über 20 Burgen gestanden haben, nicht alle haben sich aber bis auf unsere Tage selbst nur dem Namen nach erhalten. Bei Prissian fällt uns zunächst die Wehrburg auf; die ansehnlichste von allen, auf der



Brücke in Prissian.

einst die Herren von Andrian-Wehrburg gesessen, deren tirolische Linie 1798 erlosch. Links an der Grenze des Hochwalds zeigen sich die Ruinen der Zwingenburg, einst eine Besitzung des deutschen Ordens und zuletzt den Grafen Stachelburg zu eigen; rechts in der Tiefe das noch in leidlich bewohnbarem Zustand erhaltene Schloss Katzenzungen, schon im 14. Jahrhundert nicht mehr in den Händen der Ritter gleichen Namens, die eine Katze im Schilde führten; im 16. Jahrhundert den Rittern von Breysach gehörig. Nahe dem Dorfe steht die Fahlburg, ebenfalls hohen Alters, aber noch sehr lebenskräftig und verjüngt durch die Pflege, welche ihr die Grafen Brandis, ihre Eigenthümer, angedeihen lassen. Tisens selbst ist durch seine Pfarrkirche ausgezeichnet, mit schönen alten Glasmalereien und spätgothischen Wandgemälden und vor Allem aber durch die Michaelscapelle, ein gothisches Baudenkmal aus den besten Zeiten dieses Styls und mit alten Deckengemälden versehen, die zu den wenigen Ueberresten älterer deutscher Malkunst in Tirol gehören Das stattlichste Gebäude in Tisens ist der Pfarrhof, und er erlaubt einen Schluss auf die Einträglichkeit dieser Pfründe, der auch thatsächlich nicht fehl geht. Zur Zeit der Reformation scheint die Gegend von Tisens der neuen Lehre völlig verfallen gewesen zu sein, die Geistlichkeit nicht ausgeschlossen, deren geistiger Drang hiezu jedoch bezweifelt werden darf. Die Entartung des Clerus,

dessen Unwissenheit und schlechter Lebenswandel trat wie überall auch in Tirol und hier besonders im Süden des Landes zu Tage. Speciell Tisens betreffend berichtet Dr. Hirn in seinem Buch über Ferdinand II. höchst abstossende Scenen, die sich hier ereignet. Auch diese Pfarre ward als Versorgungsstelle eines welschen Hofcaplans verwendet, welcher schlecht bezahlte Substituten stellte, deren rohes Benehmen und stumpfe Trägheit reichlichen Stoff zu Klagen gab. Es kam vor, dass einer von den Vicaren einen Vater, der ihn zu ungelegener Zeit zu einem Taufacte rief, blutig schlug und zur Thüre hinauswarf. Gegen den Pfarrer wurde schliesslich von der Gemeinde ein an scandalösen Einzelnheiten reiches Klagelibell eingereicht, welches aber keinen Erfolg hatte, denn der Hofcaplan blieb Tisens bis zu seinem Tode erhalten. Um so mehr ist Tisens mit seinem gegenwärtigen Pfarrer zufrieden, wie mir eine gesprächige Alte auf dem Wege nach Völlan versicherte. Auch ist, wie schon Beda Weber betont, die neuere Generation in Tisens reformatorischen Gelüsten gänzlich entwachsen.

Dem Kirchlein St. Hippolyt, das sich zu unserer Rechten auf dem bewaldeten Gipfel des Naraunerberges erhebt, ist ein hohes



Fahlburg.



Mayenburg bei Völlan.

Alter und eine wunderherrliche Aussicht das Etschthal auf- und abwärts nachzurühmen. Man muss vom Wege abweichen um an den Fuss des Hügels zu gelangen, der in einsamer Waldschlucht am Ufer eines stillen melancholischen Weihers zu finden ist. Ein weltentlegenes Dasein führt auch die Völlaner Thalmühle in der kühlen Schlucht des Brandiser Baches, und um so menschenfreundlicher sieht sich dann wieder Völlan an, unter den lichten Laubdächern schöner Kastanienbäume halb versteckt. Eine stattliche Schlossruine überragt das Dorf, die Mayenburg, einst ein Hochsitz der Grafen von Eppan, nach dem Untergange dieses mächtigen Hauses im Besitze der Grafen von Tirol und später landesfürstliches Lehen. Ludwig von Brandenburg verlieh die Mayenburg mit dem Gerichte Tisens den mit ihm in's Land gekommenen Beringer und Diepold von Hälen. Wir hatten diese Hälen, deren einer auf dem Kirchhofe von Tirol begraben liegt, schon einmal erwähnt. Zu Diepold wäre nur noch zu erinnern, dass er zu jenen Günstlingen der Margarethe Maultasch gehört, die in den letzten Tagen ihres verschwenderischen Haushaltes, als ihr nach dem Tode ihres Sohnes Meinhard III. für kurze Zeit noch einmal die Zügel der Regierung zugefallen, auf das Freigebigste bedacht worden

waren. »In weniger als zehn Tagen — schreibt A. Jäger (Landständische Verfassung Tirol's) — waren so viele Schlösser, Vesten, Pflegen, Burghuten, Gülten, Propsteien und Gerichte mit ihren Rechten und Nutzungen, Gefällen und Einkünften in die Hände der vornehmsten adeligen Herren übergegangen, dass wenn die Wirthschaft noch länger so fortgegangen wäre, der Landesfürst bald als der Aermste den reichgewordenen Landherren gegenüber dagestanden wäre.« Durch Kauf kam die Mayenburg 1648 in die Hände des Grafen Veit Benno v. Brandis, der sie mit grossen Kosten erweitern liess. Aus jener Zeit sind noch Reste mythologischer Wandmalereien in dem verfallenen Gemäuer der Burg zu entdecken. Die Grafen von Brandis verwahrten die Burg bis 1810, überliessen sie aber dann ihrem Schicksale. Ein verzauberter Schatz, der in einem kleinen Sumpfe in der Nähe des Burghügels, von einem schwarzen Hunde bewacht, ruhen soll, würde vielleicht genügen, die alte Veste zu neuem Glanze wiederherzustellen. Kein Völlaner war aber bisher so glücklich, ihn aufzufinden.

Von Völlan geht es auf steingepflastertem Wege abwärts gegen Lana und wir erfreuen uns nun wieder des Ausblicks auf das Etschthal. Durch die Wipfel der Kastanien- und Nussbäume taucht weit draussen Meran vor unseren Blicken auf, immer mehr an Vordergrund gewinnend, bis wir endlich zu unseren Füssen auch Lana sich von der Bergwand ablösen sehen. In Mitterlana kommen wir zu Thal.



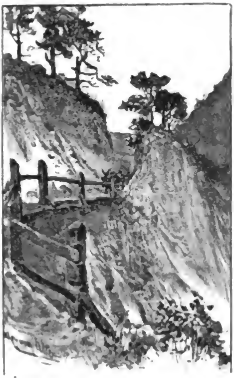
Katzenzungen.



Zwergföhre.

Mitterbad-Ulten.

Bad Mitterbad im Ultenthale unweit Meran befindet sich zwischen dem 28. und 29. Grad östlicher Länge von Ferro, und dem 46. und 47. Grad nördlicher Breite, in welche Masche des Netzes, das die Geographen über unsere liebe Erde gezogen, das südwestliche Tirol mit Gemächlichkeit zu liegen kommt. Diese gradmässige Bestimmung der Lage des Mitterbades mag zwar etwas grossgeographisch klingen, scheint aber nicht übel angewendet, wenn man die Weltbedeutung dieses Bades in's Auge fasst, die es zwar noch nicht besitzt, aber die ihm von rechtswegen längst schon zuerkannt sein müsste, wenn es auf sein Eisenwasser allein ankäme und die tirolischen Badewirthe aus der Schweiz bezogen würden. Dieses ist leider noch nicht der Fall und auch so bald nicht zu erwarten, da für der Schweizer Wohlsein im eigenen Lande hinreichend gesorgt ist. Man wird darum noch weiter in die blaue Zukunft hinein hoffen müssen, dass der Geist endlich auch einmal über den Bädern und Badeln Tirol's aufgehen und ihre ehrsamen Besitzer und Besitzerinnen erleuchten werde zu ihrem eigenen Nutz und Frommen und zum Heile der Genesung und Erholung suchenden Menschheit.



Weg nach Ulten

Wenn irgend einem Bade, so ist diese geistige Niederkunft dem Mitterbad zu wünschen, dem besuchtesten und heilkräftigsten Bade Tirol's. Mitterbad ist auf einen steilen Hang in einer Seitenschlucht des Ultenthales hingepflanzt und seine Lage ist wohl 946 Meter über dem Meeresspiegel, aber nicht über alle Zweifel in die Schönheit derselben erhaben. Gleichwohl aber sind seine Qualitäten ausserordentliche und ein Gang dahin ist auch gesunden Menschen lohnend. Man bricht in das Ultenthal am besten von Lana aus ein, oder von Tscherms aus, dem kleinen Dörfchen unter Schloss Lebenberg. Von beiden Stellen hat man erst beträchtlich in die Höhe zu streben, um den Eingang in das Thal zu gewinnen, während die Valschauer tief unten durch den wilden Runst der Gaul in das Etschthal bricht. Auf ungemüthlichen steingepflasterten Wegen geht es bergan, doch bald lohnt jeder Umblick die geringe Mühe. Vom hellen Grün der Kastanien und Nussbäume umrahmt, thut sich ein Bild auf von leuchtender Pracht: das üppige Etschthal in Sonnenglanz und Duft gehüllt bis nach Meran hinauf, mit seinem alten, hochaufragenden Pfarrthurm und den villenbesäeten Rebenhügeln von Obermais. Zahllose Schlösser und Burgen ragen ringsum von den Höhen und die Passeirer Berge bilden einen schönen und kräftigen Abschluss des Bildes. Auch in nächster Nähe bietet sich manches Sehenswerthe; so gleich zu unserer Linken die Veste Braunsberg, von deren Fenstern sich einst — es ist schon über 700 Jahre her und desshalb etwas zweifelhaft — die schöne Gräfin Jutta von Braunsberg, ähnlich wie ihre nicht minder liebreizende Collegin Ida von Toggenburg, über den Burgfelsen in die Schlucht der Valschauer hinabgestürzt hatte, um den Bedrängnissen zu entfliehen, die ein

ungetreuer Burgvogt ihrer Tugend bereitete. Sie war unversehrt unten angelangt und bald in der angenehmen Verfassung, ihrem Gatten, der eben aus dem heiligen Lande heimkam, lächelnd und freudig in heller Sittenreinheit entgegenzugehen. Der Burgvogt aber, von Furcht getrieben, wagte ebenfalls den Sturz in die Tiefe und blieb zerschellt in der Felsenschlucht liegen. Zu mitternächtiger Stunde aber können begnadete Gesichter auch heute noch den Felsen hinab und hinauf eine bläuliche Flamme huschen sehen: es ist die zu Spiritus verflüchtigte Seele des schändlichen Burgvogts, der dort, wo die Unschuld ihre wunderbare Rettung, seinen jämmerlichen Tod gefunden hat.

Mittlerweile ist der Weg noch immer steil zum Ausserhof emporgegangen, von wo ein leichteres Dasein beginnt. Das Strässchen nach Ulten geht nun ziemlich gerade dahin, durch zahlreiche Wildbachgräben zu eben so vielen Einbuchtungen gezwungen, die aber Anlass zu immer neuen und mitunter recht hübschen landschaftlichen Bildern geben. Eine geraume Weile mag das so hingegangen sein, da öffnet sich eine liebliche Thalweitung: gerade vor uns erheben sich auf spitzem fichtenbewachsenen Kegel die Ruinen des Schlosses Eschenloh und dahinter auf grünem Hügel liegt ein Dörflein gebreitet, das sich St. Pankraz nennt. Von der Burg ist nur noch der Thurm gut erhalten. Das Geschlecht der Eschenloh von Ulten stammte von den bairischen Herren dieses Namens und erhielt sich in Tirol bis zum Jahre 1295, allwo es ausstarb. Später erhielt die Burg und deren Namen ein unehelicher Sohn des Grafen Meinhard II. von Tirol; dessen Enkel, Heinrich von Eschenloh, trug in der Schlacht bei Sempach das Hauptbanner Oesterreichs und fand den Heldentod. St. Pankraz, mehr als eine halbe Stunde von dem Schlosse entfernt, ist der Hauptort des Thales und will als solcher in gebührende Achtung genommen sein. Uralte Volkssitten der früher sehr lebhaften Ultenthaler haben sich hier noch zum Theil erhalten, so die geheime Vehme der »Nachtbuben«, die, ähnlich wie die bairischen Haberfeldtreiber, über ihre Dorf- und Thalgenossen zu Gericht sitzen und nächtlicherweile mit vermummten Gesichtern und in alten, gereimten Formeln sprechend, die meist nicht sehr bösartigen, mehr auf allerlei Spuk hinausgehenden Urtheile vollziehen. Vor Kurzem erst verfiel der Strafe der »Nachtbuben« ein junges Mädchen, das ein allzu liebebedürftiges Herz auch dorffremden Burschen zugewendet. Von dem Häuschen ihrer



Eschenlohe und St. Pankraz.

Mutter wurde ein sehr wichtiger Bestandtheil, der an die Hinterfront bescheiden angebaut war, geraubt, auf dem Platze vor der Kirche aufgestellt und mit passenden Inschriften versehen, die auf das ohnedies nicht zu übersehende Ereigniss noch besonders aufmerksam machten. Hinter St. Pankraz, vor der Abzweigung der Maraunschlucht, in welcher sich das Mitterbad befindet, erfreuten sich vor wenigen Jahren noch die „welschen Sägen" des Engländers und Holz-Grosshändlers Malcolm eines betriebsamen Daseins und ein elegantes Landhaus zierte die freundliche Thalfläche. Heute ist von diesen Gebäuden kaum mehr eine Spur vorhanden. Die Valschauer hat die ganze Herrlichkeit mit sich fortgeschwemmt und die Thalbreite mit wüstem Steingeschiebe ausgefüllt. Die Bestandtheile desselben sind oft von verblüffender Mächtigkeit; einer

dieser Steincolosse trägt heute sogar ein Bauernhaus. Nun aber ist die ersehnte Heilstätte des Mitterbades bald erreicht. Ein schön bewaldeter Berghang ist noch zu überwinden, dann führt der Weg noch einige Minuten eben an der steilen Lehne hin und geradeaus auf die Terrasse vor dem Curwirthshause, wo die Badegäste, über zahlreiche Tische ausgegossen oder über die freundliche Fläche promenirend, unseren Eintritt nicht ohne Aufmerksamkeit verfolgen.

Die Bestimmung des Bades ist eine edle, und vornehmlich Frauen und Mädchen ist seine Heilkraft gewidmet. Diese sind denn auch alljährlich in grosser Anzahl vorhanden und suchen Genesung von den Uebeln, von welchen die zarteren, schwächeren und schöneren Genossinnen unseres Erdenwallens — wenn sie auch mitunter keines von allen dreien sind — heimgesucht zu werden pflegen und durch welche sie an der freudigen Erfüllung ihres Berufes gehindert werden könnten. Mitterbad, dessen vitriolisches Eisenwasser, eine »äusserst gückliche Mischung von Eisen und Mittelsalzen« enthaltend, die glücklichsten Curerfolge aufzuweisen hat, wird aber auch als Sommerfrische benützt und zieht solcherweise eine Menge gesundes Volk, namentlich aus Meran an, das gleich den Mittelsalzen und dem Eisen der Quelle, mit der jüngeren und nicht allzu schwer leidenden Curwelt ebenfalls »äusserst glückliche Mischungen« einzugehen sucht und auch eingeht. Bevor wir jedoch diesem chemischen Prozesse näher treten, seien noch einige Worte den Badeeinrichtungen gewidmet, die sich eines guten Rufes erfreuen und denselben — die primitiven Anstalten der Tiroler Bäder zur Grundlage des Urtheils angenommen — auch verdienen. Der Raum, auf welchem sich Badehaus und Nebenlocalitäten erheben, ist ein sehr beschränkter. Nur wenige Schritte und man steht immer wieder an der Bergwand oder an dem Abgrund, über den hinaus man nicht viel mehr als die jenseitigen rothen Wände der Marauner Schlucht und gegen das Ultenthal hinaus von der Höhe das Kirchlein St. Helena herniederschauen sieht und darüber und daneben wieder Bergwände. Da ist der Ausblick ziemlich beschränkt, vom Grossartigen wie vom Lieblichen gleich weit entfernt, eine nicht unglückliche, aber etwas langweilige Mitte haltend. Das Badehaus enthält die Speisesäle erster und zweiter Classe, an die sechzig Zimmer und Zimmerchen und sechsundzwanzig Badezimmer; in einem Nebenbau befindet sich das Caffeehaus und ein Clavier für die tanzlustige Jugend; an der


„Der fremde Wanderer, kommend aus der Ferne,
„dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
„hier, wo die Schönheit Hüterin der Todten.“

St. Pankraz.

Spitze der Terrasse erhebt sich eine Capelle, und zwischen diesen Baulichkeiten dehnt sich die schon vielfach erwähnte kleine Hochebene aus, von schattigen Bäumen umstanden, mit Lauben und Sommerhäuschen bewachsen, die eben so viele lauschige Plätzchen zu allen Zeiten des Tages und der Nacht abzugeben vermögen. Diese Terrasse ist natürlich den ganzen Tag über von der schönen und hässlichen Welt Mitterbads besetzt, und namentlich in den Abendstunden oder nach Tisch, da der Caffee mit Vorliebe im Freien genommen wird. Die Verpflegung, welche die Geschwister Kirchlechner ihren Gästen angedeihen lassen, wird namentlich von den Stammgästen als gut und reichlich gerühmt, wie überhaupt dem badewirthlichen Walten derselben gerne alles Lob gespendet wird. Gleichwohl wird sich ein an europäische Badeverhältnisse gewöhnter Curgast nur schwer mit manchen »berechtigten Eigenthümlichkeiten« dieses wie auch anderer tirolischer Bäder befreunden können, und das hindert den Aufschwung des verdienstvollen Ortes. Man findet zwar noch Verehrer dieser sogenannten gemüthlichen, patriarchalischen Einrichtungen, aber genau genommen, sind die patriarchalischen Sitten auch in Tirol schon meist geschwunden, die patriarchalischen Unsitten aber mit dem Rechtstitel der ersteren sehr unnothwendig geblieben. Was soll man zum Beispiele zu den Badezimmern in Mitterbad sagen! Die Bäder erster Classe besitzen — ein colossaler Luxus — Blechwannen, die natürlich, ohne dass auch nur ein Leintuch hineingebreitet werden würde, benützt werden müssen. Solche Wannen kleinsten Calibers sind drei vorhanden; die übrige Einrichtung der Badezimmer ist gleich Null. Nun aber die Mehrzahl der übrigen Cabinen. In diesen badet man noch immer in den scheusslichen Behältern, die mit aller Genauigkeit die Sargform einhalten, auch nur um eine Kleinigkeit grösser sind als Särge und zum einzigen Unterschiede von diesen einen flachen Deckel erhalten, aus dessen am oberen Ende angebrachter Oeffnung der Kopf des lieben Curgastes ernst oder heiter in die Lüfte ragt. Der erste Eindruck beim Anblick dieser Behälter zwingt zum Lachen, der zweite zum Ekel, denn bei aller Reinlichkeit, die in Mitterbad thatsächlich gehandhabt wird, trägt das Ganze den Anschein einer unleidlichen Unreinlichkeit. Und man sollte glauben, der Besuch des Bades hätte es ermöglicht, in seiner Führung fortschrittlicheren Grundsätzen zu huldigen. Schon zu Anfang der Vierziger Jahre hatte

Mitterbad eine Frequenz von circa 1800 Personen aufzuweisen; der Besuch ist nicht schlechter geworden, und ist überhaupt so gut als möglich. Die Quelle strömt so reichlich, dass sie einer dreifachen Anzahl der heutigen Badegäste dienen könnte, und diese würden sich sicherlich aus allen Weltgegenden einfinden, wenn ihnen Aehnliches geboten würde, wie etwa in Tarasp-Vulpera im Engadin. Wo aber ist der unternehmende Kopf, der über den Urväterschlendrian hinaus denkt?

Seit undenklicher Zeit geniesst Ulten-Mitterbad den Ruf eines ungemein fidelen Curortes und es macht

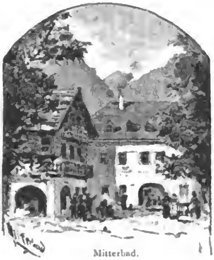


Bauernhöfe im Ultenthal

diesem Rufe auch heute noch alle Ehre. Die oben angedeutete Mischung gelingt meist ganz vortrefflich und ein bis zwei Dutzend jugendlicher Menschenkinder sind darüber sehr zufrieden. Das würdige Alter und Mittelalter theilt sich in Solche, welche dem fröhlichen Treiben mit Wohlwollen und gutmüthiger Erinnerung zuzusehen vermögen, und in Solche, die sich darüber in allen Tonarten männlicher und weiblicher Klatschsucht moquiren, woraus sich eine lebhafte, täglich von »pikanten« Neuigkeiten gewürzte Badechronik ergibt. Die Jugend aber und das Alter, das zu ihr hält, scheert sich den Teufel darum und sie thut Recht daran. Was für schöne Spiele werden da aber auch alltäglich gespielt! Noch nie dagewesene Vergnügungen entwickeln ihre Reize! »G'vatter, G'vatter, leih' mir d'Scheer'« zum Beispiel, »Jacobl, wo bist du«; Räthsel, Charaden errathen und gar die Pfänderspiele! Oder ein nervenaufregendes Kegelspiel, oder Croquet und Reifewerfen — welche Vergnügungssucht, die mit all' diesen Zaubereien noch kein Auskommen findet, auch noch zu singen und zu tanzen begehrt! Dies sind die Nachmittage und Abende; verfänglicher fast möchten uns die Vormittage erscheinen mit ihren ein- und zweisamen Spaziergängen in dem stillen nadelduftenden Bergwald zu stummer und lauter Zwiesprach an lauschigen Stellen; wo aber wäre dies anders auf dem weiten Erdenrund — wo Alles liebt, kann Mitterbad nicht hassen!

Auch Fürst Bismarck, als er noch trotz männlichen Ausgewachsenseins ein kleiner Bismarck war, soll im Ultenbade menschlicher Schwachheit einen süssschmerzlichen Tribut gezollt haben. Eine tiefe Neigung fesselte ihn an eine eingeborene Schönheit, und die Gute erwiderte sie. Zu köstlich aber erschien ihm diese Liebe, um sie in einem kurzen Sommer zu vergeuden; er wollte sie sich für's Leben sichern, und der preussische Edelmann warb um die Hand der Badwirthstochter. Dem alten Badwirth aber, einem treuen Sohne des Landes der Glaubenseinheit, schien die Kluft zwischen einem protestantischen Edelmanne und einer katholischen Jungfrau auch durch eheliche Gemeinschaft nicht zu überbrücken, und er gab Jung-Bismarck einen Korb. Traurig zog dieser von dannen und wurde aus Gram über seine verlorene Liebe der grösste Staatsmann seiner Zeit, das Mädchen aber trauerte um ihn, heirathete einen ungeliebten Mann und starb an gebrochenem Herzen noch jung an Jahren in Salzburg. An dieser rührenden Geschichte, die in Verbindung mit dem Fürsten Bismarck schon oft erzählt wurde,

ist so ziemlich Alles richtig bis auf den Namen des Helden, obgleich derselbe auch Bismarck lautet. Es war aber nicht Otto von Bismarck, der spätere Fürst und Kanzler, sondern ein Geschlechts- und Namensvetter, der vor Jahren hier sein Herz entdeckt, was aber nicht hindert, dass man den Fürsten auch heute noch im Ultenbade zu den ältesten und berühmtesten Liebhabern desselben zählt. Aus jenen längst entschwundenen Tagen ragt übrigens noch die sehnige Greisengestalt des »Bad-Hies« in die Gegenwart herein. Ein fröhliches altes Gesicht mit klugen, blitzenden Aeuglein schaut uns an, wenn wir ihn an die alten Zeiten gemahnen, da er noch »Badwaschel« und Liebesbote zugleich war. Er schmunzelt aber blos und spricht nicht viel darüber; Eingeweihte aber behaupten, er habe viel erfahren im Dienste der Heilkraft des Bades.



Mitterbad.



Hoferhaus.

Passeier.

Das Thal Passeier, das sich nordöstlich von Meran dem Burggrafenamte eröffnet, ist für ganz Tirol im Allgemeinen und die Stadt Meran im Besonderen von grösster Bedeutung; für ersteres, weil es die Heimath Andreas Hofer's ist, des Obercommandanten im Jahre 1809, für Meran, weil es ihm jenes Quantum von Wärme liefert, für welche zu sorgen die gütige Sonne im Winter auch an den durch ihr mildes Klima berühmtesten Curorten dem Ofen überlässt. Meran, in welchem der Holzverkauf nebenbei bemerkt ein städtisches Regal ist, bezieht nämlich seinen Bedarf an diesem schätzenswerthen Heizmaterial vorzugsweise aus dem Passeierthale, auf Grund Jahrhunderte alter Verträge, nach welchen auch der Holzschlag in Passeier und die Art der Herausbeförderung des Holzes auf die städtische Lände geregelt war. Da es bis zum heutigen Tage noch keine gut fahrbare Strasse nach Passeier gibt, so wurde das Holz die Passer hinab nach Meran getriftet, in jener anscheinend einfachen und doch oft höchst mühseligen Art und Weise, wie sie vordem im Gebirg überall üblich war, nicht zum Nutzen des Holzes und sehr zum Schaden der Flussufer und damit des ganzen Thales. Seit Kurzem ist die Triftung auf der Passer durch die Behörde wieder einmal auf ewige Zeiten verboten worden

und da es gegenwärtig mit dem Baue einer Strasse nach Passeier ernst zu werden scheint, so wird es dabei wohl auch sein Bewenden haben. Das bis zur Kunst veredelte Handwerk der Passeirer Trifter wird nur noch in den Schilderungen Carl Wolf's fortleben, die Trifter werden Fuhrleute werden müssen und sich als solche sicherlich auch in charakteristischer Eigenthümlichkeit zu geben wissen, das Holz wird auf der neuen Strasse bequem aus Passeier heraus kommen und die Fremden ebenso bequem hinein, zum Genusse der landschaftlichen Reize und historischen Denkwürdigkeiten des Thales, dem Mekka Tirols, zu welchem zu wallen die Engländer allerdings einen lebhafteren Drang verspüren als die Tiroler.

Bis zum heutigen Tage war und wird es wohl auch in Zukunft bleiben, einer der schönsten wenn auch schmalsten Wege die nach der ersten Thalstation in Passeier führen, der Pfad, dem die Maiser Wasserleitung — Waal — neben sich Raum gibt. Er ist, wenn man vom Lazagsteig aus gegen Schenna emportrachtet, leicht zu finden, und führt dann fast eben bis kurz vor Saltaus. Auf diesem von Bäumen und Buschwerk dicht umstandenen Wege eröffnen sich schöne Rückblicke auf das Meraner Thal über den Kiechelberg hin und Ausblicke auf die andere Bergseite, von wo einige Dörfer herübergrüssen: Kuens, vor mehr als tausend Jahren die Einsiedelei des hl. Corbinian; Riffian, ein in gutem Ansehen stehender Wallfahrtsort und hoch oben unter den Felsen das kleine Vernur, ausgezeichnet durch eine Wetterhexe, welche da oben die Gewitter zusammenbraut und durch eine weitberühmte Wetterglocke, welche sie mit Kraft und Sicherheit gegen Sarnthal zu anderen lieben Christenmenschen hinüberschiebt, wo sie dann auch, da die gläubigen Gegenvorkehrungen der Sarnthaler offenbar etwas unzulänglich sind, auch meistens loszugehen pflegen. Auf dem Wege selbst stösst dem Wanderer nur Eine Merkwürdigkeit auf, das ist die Waalglocke und daneben in seiner Hütte der »Waalhirt«. Die Waalglocke ist ein einfacher und sinnreicher Apparat, welcher jede Störung im Gange der offenen Wasserleitung dem Waalhirten anzeigt; so lange das Wasser in geziemender Ordnung den lieben Tag vorbei fliesst, so lange schlägt in gleichmässigen Intervallen ein durch ein kleines Wasserrad bewegter Hammer auf eine Kuhschelle. Hält diese Musik aus, so ist die Verpflichtung des Waalhirten, Nachschau zu halten und für Abhilfe alles etwa schon vorhandenen oder im Anzuge befindlichen Uebels durch eigene Kraft oder durch die der Waal-



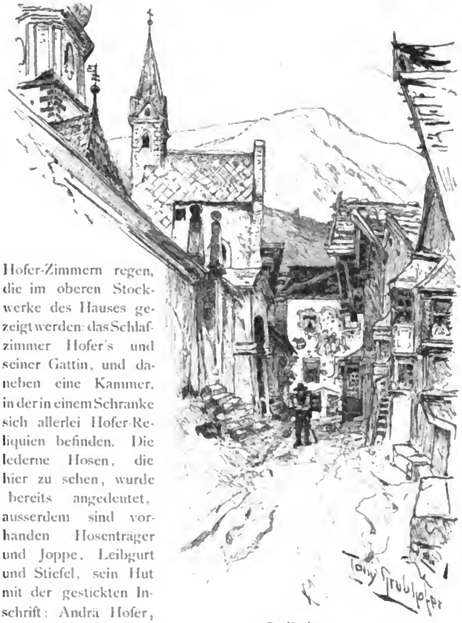
Schiessstand.

genossen in den Berghöfen zu sorgen. Es ist ein einsames Amt, dieser Posten eines Waalhirten, und der Mann ist froh, wenn ihm hie und da ein Besuch in die Hütte kommt und ein halbes Stündlein seines eintönigen Daseins verplaudern hilft.

Eine Brücke im Thale, welche über die Passer führt, deren wir nach nicht ganz zweistündiger Wanderung ansichtig werden, ist uns das Zeichen, den anmuthigen Steig zu verlassen und abwärts zu streben. Wir überschreiten die Brücke und befinden uns dann alsbald vor einem stattlichen Ansitz, der sich jedem Fremdling als ein Wirthshaus, dem Eingeweihten jedoch überdies als der erste Schildhof in Passeier zu erkennen gibt. Ein weiter Flur empfängt den Eintretenden, aus dem die Treppe in das erste Stockwerk emporführt, wo geräumige Stuben zu behaglichem Verweilen einladen. Allerlei Schmuckwerk an den Wänden fesselt die Aufmerksamkeit der Besucher und darunter befindet sich an einer der Wände auch ein hölzern Bildwerk, das keinen Geringeren zum Vater hat, als den heute bekannten und berühmten tirolischen Bildhauer Heinrich

Natter, den Schöpfer des Zwingli in Zürich, des Walther von der Vogelweide in Bozen und des Andreas Hofer auf dem Berge Isel, welch' letzterer jedoch zur Stunde noch nicht auf der berühmten Kampfesstätte, sondern im Atelier des Meisters zu Wien steht, und den festlichen Tag seiner Enthüllung, den Tirol ihm bereiten wird, erst noch erleben soll. Es war an einem Septembertage vor zwei Jahren, an dem der Himmel alle seine Schleussen geöffnet hielt, als wir zusammen hier Rast hielten und Natter plötzlich aufmerksam den kleinen Engelskopf betrachtete, bis ihn das Erinnern überkam, an diesen Zeugen ersten künstlerischen Strebens und dürftiger Lebensverhältnisse. Nicht der Meister hatte dieses Bildwerk geschaffen, nicht der Schüler, sondern der richtige Lehrbub, der vor mehr als einem Vierteljahrhundert bei dem alten Pendl in Meran in der Werkstatt sass und zu dessen hergebrachten Obliegenheiten auch das Stiefelwichsen gehörte. Ein volles Glas ward dem »Lehrbuben« geweiht, und dann ging es wieder hinaus in den strömenden Regen, die Wanderung nach dem Sandhof fortzusetzen, welche für Natter Hoferstudien bezweckte, und deren fröhlichen Verlauf der Dritte im Bunde, Max Kalbeck, der Poet und Schriftgelehrte, bald danach im Feuilleton eines Wiener Blattes unter dem etwas anzüglichen Titel: »Die ledernen Hosen des Andreas Hofer« humorvoll zu schildern wusste.

In etwa einer Stunde wird St. Martin erreicht, ein enges malerisches Dörflein, in dessen Nähe sich der Pfandlerhof, der erste Zufluchtsort Hofer's nach den unglückseligen Novemberkämpfen des Jahres 1809, und etwa dreiviertel Stunden bergaufwärts davon die Pfandler Alpe befindet, wo Hofer am 20. Januar 1810 gefangen genommen worden war. Nach einer weiteren halben Stunde stehen wir vor dem Sandwirthshause. Von Saltaus bis hieher bietet die Gegend nicht viel Anziehendes; einförmige Berge zur Rechten und zur Linken, von deren Wänden zahlreiche Erdmuhren zu Thale gehen, und dieses selbst, durch die Hochwasser der Passer und ihrer Seitenbäche in traurige Verwüstung versetzt. Vor dem Sandwirthshause treten nun die historischen Erinnerungen in ihr ungeschmälertes Recht und die allgemeine Bedeutung des Thales Passeier für ganz Tirol und die übrige gebildete Welt. Nach einigem Verweilen in der unteren an die Küche stossenden Wirthsstube, in welcher uns die jugendliche Enkelin einer Schwester Hofer's den rothen Tiroler credenzt, wird sich in jedem Besucher alsbald der Drang nach den



St. Martin.

Hofer-Zimmern regen, die im oberen Stockwerke des Hauses gezeigt werden: das Schlafzimmer Hofer's und seiner Gattin, und daneben eine Kammer, in der in einem Schranke sich allerlei Hofer-Reliquien befinden. Die lederne Hosen, die hier zu sehen, wurde bereits angedeutet, ausserdem sind vorhanden Hosenträger und Joppe, Leibgurt und Stiefel, sein Hut mit der gestickten Inschrift: Andrä Hofer, Obercommandant von Tirol; endlich ein Facsimile des berühmten Briefes, den Hofer in Mantua, vier Stunden vor seinem Tode an seinen Freund Pichler in Neumarkt geschrieben und der mit den Worten schliesst, die auch ein Denkmal des merkwürdigen Mannes sind und bleiben werden: »Ade mein schnede Welt, so leicht khompt mir das sterben for, das mir nit die Augen nass werden.«

Drei Gedenkbücher, welche das Hoferhaus verwahrt, verzeichnen die Besuche von Fürsten, Herren und Gemeinen, welche der Sandhof von 1835 bis heute erhalten. Wer die denkwürdigen Einschreibungen dieser Bücher kennen lernen will, ohne Zeit und Gelegenheit zu haben, sie im Sandhofe selber nachzuschlagen, der nehme das Büchlein zur Hand, das L. A. Frankl unter dem Titel: »Andreas Hofer im Liede« durch die Wagner'sche Buchhandlung in Innsbruck herausgegeben hat: er findet dort alle guten und wohlgemeinten Einfälle der Besuche im Auszuge beisammen und braucht sich über die schlechten nicht zu ärgern. Das erste der Gedenkbücher, von Oberst Graf Wimpfen der Familie Hofer gewidmet, enthält auch eine kurze Lebensbeschreibung Hofer's von unbekannter Hand, auf welche sich eine der ersten Einschreibungen bezieht, diejenige Erzherzog Johann's vom 30. Juni 1835: »Vorliegende Schilderung ist die beste, welche über diesen treuen, edlen Mann voll Einfalt, Redlichkeit und Uneigennützigkeit gemacht wurde. Er war der, welcher sein biederes Vaterland so schön vertrat — er war der Blutzeuge von Tirol«. Daran reihen sich die Feder- und mitunter auch Gedankenzüge von Tausenden von Besuchern des Sandhofes aus aller Herren Länder und in allen Sprachen. Eines der Blätter, mit dem »Zorngedicht eines Engländers« — so erzählt L. A. Frankl — »erlebte ein eigenes Schicksal. Eines Tages kam ein vom Kreisgerichte in Meran abgesendeter Beamte in das Sandwirthshaus und zeigte dem Wirthe den schriftlichen Auftrag vor, aus dem Gedenkbuche ein Blatt zu entfernen. Er schnitt sorgfältig das englische Gedicht heraus und äusserte, es werde sofort dem Fürsten Metternich eingesendet werden. Vielleicht findet sich das Gedicht noch einmal vor, wenn es nicht vernichtet ist.« Frankl hat seltsamerweise übersehen, dass dieses Gedicht, wenn auch nicht in authentischer Fassung und blos nach dem Gedächtnisse wiedergegeben, bereits seit Jahrzehnten veröffentlicht ist, und zwar von Ludwig Steub. In der 2. Auflage der »Drei Sommer in Tirol« (Stuttgart, Cotta 1871. Band III, S. 142 ff.) finden sich Gedicht und Ereigniss wiedergegeben. Darnach wäre das Gedicht nicht ein englisches sondern ein deutsches, der Anzeiger ein Finanzrath aus Brixen, der Executor der Landrichter in Passeier gewesen. Das Gedicht aber, welches das bedienende Moidele bei dem Besuche Steub's im Jahre 1843, weil es ihr so gut gefallen, noch auswendig wusste, habe (sammt zwei Zusätzen) gelautet:

»Eh du zum Tod in Mantua gegangen,
Da schriebst du: Lebe wohl, du schnöde Welt!
So wenig ist mein Herz an dir gehangen,
Dass mir für dich jetzt selbst die Thräne fehlt!
Hast du geahnt, was spätere Tage brachten?
Wie fromm dein Hoffen und wie falsch die Welt,
Wie deine Thaten sie zu nichte machten,
Und deinen Wünschen die Erfüllung fehlt?
Sie nennen dich der Freiheit kühnen Helden
Und singen viel von deiner Siege Ruhm —
Was weiss dein Volk von diesem Sieg zu melden?
O sieh dich nicht nach seinen Früchten um! —
Sie preisen dich ob deiner echten Treue,
Mit der du starbst, wie du in ihr gelebt.
Was thaten sie, damit dein Volk sich freue
Des schönen Zieles, dem du nachgestrebt?
Sie haben dir ein Wappen angehangen,
Ein stolzes Von dem Namen beigefügt.
Der Freibrief, den dein Thun und Tod verlangen,
Sag', alter Hofer, sag' wo der jetzt liegt?
Sie haben zu den Fürsten dich begraben,
Du darfst dereinst mit Fürsten aufersteh'n.
Sie wollen todt dich noch im Auge haben,
Dein Volk nicht, nur die Fürsten sollst du seh'n.« —

»Ja wohl, Ade du falsche Welt, du schnöde!
Schlaf fest, Andreas, hörst, sie lachen ja,
Sie schelten dich einfältig jetzt und blöde;
Dein Volk vergisst, was es einst that und sah.« —

»Du bist kein Held, hast keinen spielen wollen,
Doch du warst fromm und warst dir selbst getreu.
Das ist's, woran die Deinen denken sollen —
Und dann, Tirol, wirst du vielleicht einst frei.«

Je nach Umständen und Gemüthsartung wird man sich durch den Besuch des Sandhofs, bei Betrachtung der Räume, in welchen ein bedeutungsvolles Schicksal sich gestaltete, beim Durchblättern der Denkbücher, in welchen sich ein ganzer europäischer Fürstencongress eingetragen findet, und im Anblicke der ledernen Hosen des Andreas Hofer in eine mehr oder minder nachdenkliche Stimmung versetzt und zu allerlei naheliegenden Betrachtungen veranlasst fühlen. Von der Parteien Gunst und Hass entstellt, schwankte auch Andreas Hofer's Bild durch lange Zeit in der Geschichte. Der Aufstand des Jahres 1809 hatte unsägliches Unglück über das Land

Tirol gebracht ohne jeden nachhaltigen Gewinn — kein Wunder, dass namentlich in den nächsten Jahrzehnten, wo Bürger und Bauer noch fortgesetzt darunter zu leiden hatten, sich eine höchst ernüchterte Auffassung über die »Grösse« jener Bewegung und ihrer Führer geltend zu machen begann. Von den idealen Beweggründen, welche den Kämpfern von 1809 von deutschen Dichtern und Denkern alsbald angedichtet wurden, wusste man nichts im Lande; man kämpfte ganz unbewusst den »nationalen deutschen Befreiungskampf gegen den corsischen Unterdrücker«, konnte sich darum auch von den unläugbar ausserordentlich grossen moralischen Erfolgen in der Wirkung der muthvollen Schilderhebung auf ganz Europa und vor Allem auf das deutsche Volk nicht sonderlich befriedigt und noch weniger entschädigt fühlen. Tirol selbst war darum durch lange Zeit kein fruchtbarer Boden für die Apotheose des Jahres 1809 und seiner Helden, und ist es eigentlich auch heute noch nicht, da die grundbewegenden Tendenzen des Kampfes gegen die bairische Herrschaft mit herüber genommen wurden in eine neue Zeit, zum Kampfe gegen den modernen Staat und seine Bedürfnisse, zum Kampfe gegen jeden Fortschritt und jede Aufklärung im Dienste eines Clerus, der heute noch um vieles unduldsamer und herrschsüchtiger ist als vor 80 Jahren.

Das Urtheil über die Bewegung des Jahres 1809 ist aber gleichwohl heute für jeden Unbefangenen abgeklärt und festgestellt. Andreas Hofer und seine Tiroler waren in der Erfassung politischer Ziele in nichts grösser und in nichts kleiner als andere Menschen und Völker, welche ihnen angethane, wirkliche und vermeintliche Unbill mit den Waffen in der Hand zu rächen, eine gewaltsame Veränderung ihres Zustands gewaltsam zu hindern suchten. Nicht das erwachende deutsche Volksbewusstsein, nicht die Anhänglichkeit an die Dynastie der Habsburger, nicht die Aufhebung der alten Verfassung und die Drangsalirung durch übermüthige Beamte, nicht die Geldentwerthung und die Militärconscription hatten die Kreidenfeuer auf den Bergen entzündet — die Hauptmotive zur Erhebung Tirols waren, um mit dem leider zu früh verstorbenen Historiker Carl v. Gebler zu bestimmen: »Die Sorge um die gefährdete Religion, um die verfolgte und unterdrückte Priesterschaft, und die feste zuversichtliche Ueberzeugung der Rückkehr der alten, vielgeliebten Zustände unter dem milden Scepter Oesterreichs.« Um (Was) gekämpft wurde mag Manchem nichtig und des Ein-



Jaufenburg.

satzes unwerth erscheinen, das »Wie« aber verdient auch heute noch unsere Bewunderung. Und darnach richtet sich auch das Urtheil über Andreas Hofer selbst. Hofer war kein Feldherr und kein Staatsmann, doch von schlichter Grösse durch seine edle Menschlichkeit im Kriege, durch seine Ruhe und Gerechtigkeitsliebe mitten im Brande aufgeregter Leidenschaften, durch seine Redlichkeit und Uneigennützigkeit; gross bis zur Einfalt auch in seinem felsenfesten Glauben an die Treue — Anderer, deren Doppelzüngigkeit ihn in den Tod getrieben, und gross vor Allem im Tode. Adolf Pichler sagt es kurz und gut, was von Hofer gelten soll, indem er ihm zuruft:

»Wer gestorben wie du, zählt zu den Helden des Volkes!«

Nahe bei dem Sandhofe befindet sich eine neue romanische Kapelle in Kreuzesform, dem Andenken Hofers geweiht und mit Geldern errichtet, die das ganze Land beigesteuert. An ihr vorbei ist in einer Viertelstunde St. Leonhard zu erreichen, der Hauptort des Passeierthales, ein anheimelndes, hübsches Dorf, dem sicherlich

noch eine freundliche Zukunft als Sommerfrischort bevorsteht, sobald nur die Verkehrsverhältnisse des Thales sich gebessert haben werden. Von St. Leonhard nordostwärts führt der Weg über den Jaufen nach Sterzing, ein altberühmter Alpenübergang, der aber seit Jahrhunderten schon, seit der Eröffnung des Kuntersweges bei Bozen in Verfall gekommen ist. Hart am Jaufenwege und etwa eine Viertelstunde von St. Leonhard entfernt ragen auf einem spärlich bewaldeten Hügel die Trümmer der Jaufenburg empor, jener einst stolzen Feste, von deren besseren Tagen unter den Herren Fuchs v. Fuchsberg schon einmal, bei Lebenberg, in diesem Buche die Rede ging. Als Stammschloss der Herren von Passeier kurzweg die Burg in Passeier genannt, verlor sie den Namen mit dem Erlöschen dieses Geschlechts in der Ehe der Erbtochter Barbara von Passeier mit Christoph Fuchs v. Fuchsberg, welches Ereigniss sich 1387 vollzog. Von der einstigen Herrlichkeit ist nichts mehr übrig geblieben als die schöne Aussicht in das Passeierthal bis hinunter nach Meran und darüber hinaus auf Lebenberg. Die Gegend von St. Leonhard ist auch dadurch merkwürdig, dass in ihr drei der historisch berühmten 11 urkundlich nachgewiesenen Passeirer Schildhöfe wahrzunehmen sind, eine bereits erwähnte Eigenthümlichkeit des Thales, deren Entstehung auf die Zeiten König Heinrichs von Böhmen und der Margarethe Maultasch zurückgeführt wird, wenn sie nicht noch älter ist. Die wehrhaften Männer dieser Höfe bildeten einst die Leibwache der Landesfürsten auf Tirol, wofür ihnen mancherlei Vorrechte und Freiheiten zuerkannt waren, welche die Sage in Beziehung auf die liebesfröhliche Landesmutter Margarethe noch um einige nicht beglaubigte vermehrt hat. Die Höfe sind längst wieder von gewöhnlichen Bauern eingenommen, die stattlichen Ansitze umgibt aber noch immer ein Schimmer verwichenen Glanzes. In der Bevölkerung des Passeierthales haben wir überhaupt sozusagen die Elite des tirolischen Bauernstandes zu verehren. Ein schöner, kräftiger Menschenschlag, hielten die Passeirer viel auf altes Recht und Herkommen und wusten es sich zu wahren und zu mehren bis in den Eingang unseres Jahrhunderts, das nicht blos so und so viele Fürstenthümer, sondern auch eine Fülle von landständischen Verfassungs- und Gewohnheitsrechten aufhob. Im siebzehnten Jahrhundert bis zur bairischen Herrschaft waren die Passeirer sogar ihre eigenen Gerichtsherren, bestellten ihre Richter und Schreiber selbst, ein Umstand, der gewiss nicht dazu beitrug

ihnen die Vorzüge der Fremdherrschaft in blendenderem Lichte erscheinen zu lassen als den übrigen kaiser- und glaubenstreuen Tirolern. In den Zeiten der Reformation waren auch die Passeirer — es klingt heute wie Spott und Hohn — gleich der ganzen glaubenseinheitlichen gefürsteten Grafschaft — gut lutherisch, ja der Geschichtsschreiber der Gegenreformation in Tirol, Prof. Dr. Hirn in Innsbruck, weiss ihnen eine besonders hartnäckige Neigung zur »neuen« Lehre nachzurühmen. Bei einer der Ferdinandeischen Bücherverfolgungen im Jahre 1585 wurden in St. Leonhard mehr protestantisch-religiöse Bücher gefunden, als heute im ganzen Thale überhaupt Druckwerke aufzufinden wären, und um dieselbe Zeit wurde daselbst beim hl. Abendmahle auch noch der Kelch gereicht. Die Heilmittel der Gegenreformation waren jedoch so radicale, dass sie auch in Passeier allmälig anschlagen mussten, und die Zeiten der »Verirrung« sind nun längst vergeben und vergessen.

Bei St. Leonhard schliesst nordwärts von Meran der »deutsche Süden« ab. Mit dem Ausfluge dahin beschliessen auch wir unsere Schilderungen aus Meran und dessen herrlicher Umgebung. Vermochten sie in dem Leser die Erinnerung zu beleben an dort verbrachte schöne Tage oder den Wunsch in ihm hervorzurufen, nach dem schwachen Abbild das Urbild zu schauen, so haben sie ihren Zweck vollauf erreicht.

